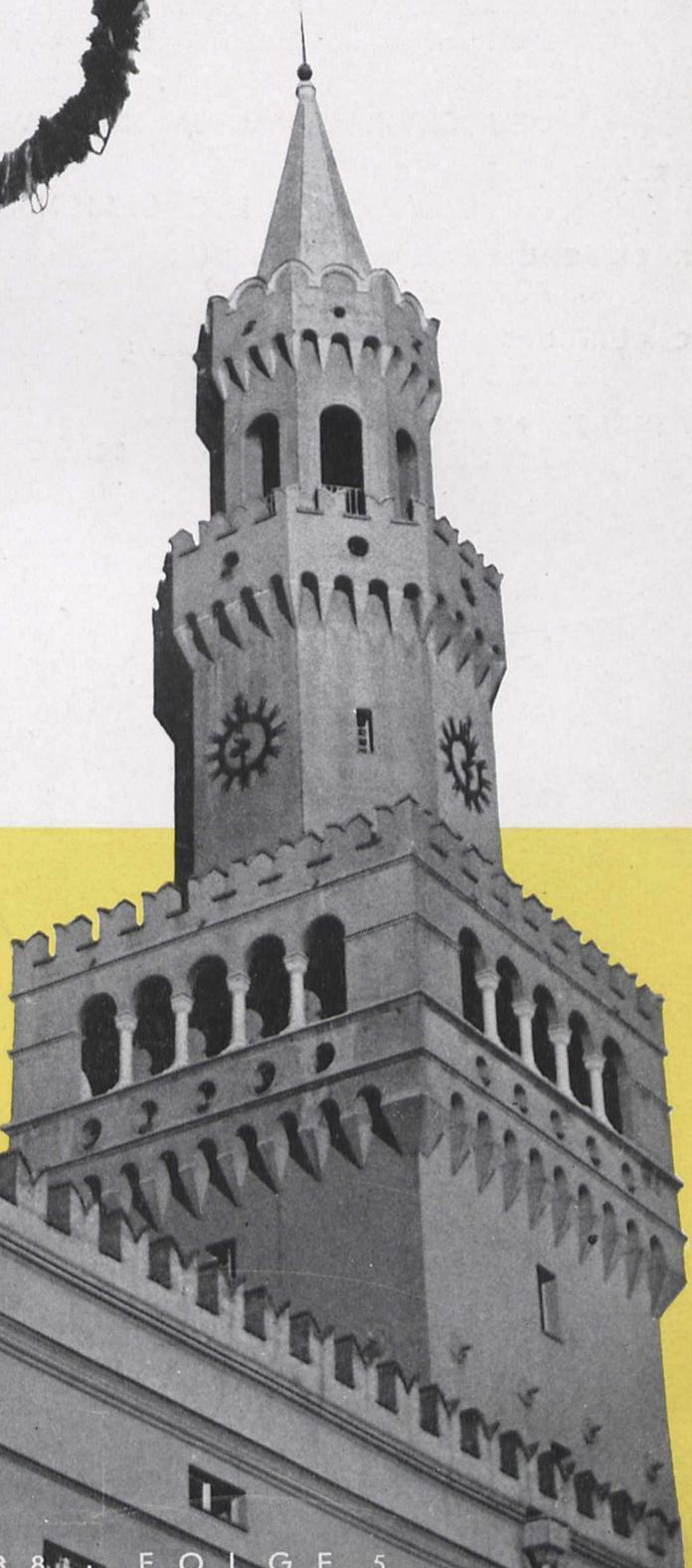


Techn. Hochschule, Breslau

Schneeflocke mit Natshette



INHALT:

LANDESRAT ULLRICH MERMER
DIE FEIERSTÄTTE AUF DEM ANNABERG

GENERALLEUTNANT A. D. BERNHARD VON HÜLSEN
DICHTUNG UND WAHRHEIT UM DIE ANNABERGGKÄMPFE

KREISSCHULRAT ALFRED PUDELKO
DER KÖNIGSJÄGER HILDEBRAND

SILESIACUS
DEUTSCHE KULTURARBEIT IN DER WOJEWODSCHAFT SCHLESIEN

DR. ALFRED BÖNSCH
IM GRÜNEN OBERSCHLESIEN

KREISSCHULRAT KARL SZODROK
FÜR EICHENDORFF!

CARL HAUPTMANN
AUS DEM RÜBEZAHLBUCH

JOHANNA NEHLERT
ZU CARL HAUPTMANN'S 80. GEBURTSTAG

BERICHTE

Die Ferienstätte auf dem Annaberg

Schlesische Monatshefte

Die Feierstätte auf dem Annaberg

V O N U L L R I C H M E R M E R

Die erste Anregung zum Bau dieser Feierstätte ging vom Oberpräsidenten aus, der am 20. Januar 1934 den Auftrag gab, einen geeigneten Platz dafür zu suchen. Es sollte die Feier- und Weihestätte der gesamten oberschlesischen Bevölkerung sein. Dafür kam nur ein Ort in Frage, der möglichst zentral gelegen und auch von den minderbemittelten Volksgenossen, denn gerade diese sollten ja herangezogen werden, leicht und ohne große Kosten zu erreichen war. Nichts lag näher dafür, als einen für die ganze Provinz historisch bedeutsamen Ort dafür zu wählen. Der Annaberg, schon immer ein Symbol für das oberschlesische Volk, das Symbol unbändigen Freiheitswillens, liegt im Mittelpunkt des Landes und ist von allen Seiten leicht zu erreichen. Seine landschaftlichen Schönheiten und Reize sind weit bekannt.

Nach einer Vorbesichtigung des Annaberggeländes entschied man sich dahin, daß das Fuhtal, das von Bergstadt und Odertal leicht zu erreichen ist, die geeignetste Stelle wäre. Aber nun hieß es, innerhalb dieses entzückenden Tales den besten Platz zu finden. Mit sachverständigen Beratern, die sowohl mit der Beschaffenheit des Bodens vertraut waren, als auch mit Künstlern, die von ihrem Standpunkt aus das Gelände beurteilen sollten, fanden verschiedene Besichtigungen statt. Endlich entschloß man sich für eine Gegend etwa in der Mitte des Tales, die einen wunderschönen Blick auf den Berggipfel selbst und das Kloster und die Oderebene gewährt, ein ehemaliger Kalkbruch, dessen steilen Wände den Rahmen geben sollen.

Diese Stelle schien schon deswegen besonders günstig gelegen, weil sich An- und Abmarsch der Mitspieler sehr gut den Blicken der Zuschauer entziehen. Das erschien wichtig, um nicht die Massen vom Spielfeld selbst abzulenken. Auf der rückwärtigen Seite steigt das Gelände in einem mäßig hohen Hang wieder an und erschien sehr geeignet für die Zuschauerringe.

Nachdem nun über den Platz Einigkeit bestand, waren schwierige Vermessungsarbeiten durchzuführen. Das Gelände mußte nach allen Richtungen vermessen werden, damit der Architekt in der Lage war, danach seinen Entwurf einzurichten. Aber auch diese schwierige Arbeit ging verhältnismäßig schnell vonstatten, so daß mit vielen Lichtbildern versehene Pläne und Karten dem Reichsbund der Deutschen Freilicht- und Volksschauspiele in Berlin-Südende vorgelegt werden konnten. Dessen Bauberatungsstelle ließ durch die dafür besonders bestellten Architekten Franz Böhmer und Georg Petrich in Berlin den Entwurf herstellen, der in die Tat umgesetzt werden sollte.

„Viel Arbeit wird das Werk noch kosten, und vor Ablauf eines Jahres wird es schwerlich seiner Bestimmung übergeben werden können,“ so schrieb ich im Jahre 1934 in einem Aufsatz über die Feierstätte auf dem Annaberg. Der Vordersatz war richtig, der Nachsatz war zu hoffnungsfreudig gesehen. Nicht ein oder zwei Jahre haben die Arbeiten gedauert, sondern vier Jahre.

Nach den Einweihungsfeierlichkeiten ging man sofort an die Arbeit. Entsprechend dem Wunsche der Reichsleitung sollte die junge deutsche Mannschaft des Arbeitsdienstes die Gestaltung der Feierstätte vornehmen. Der Arbeitsgau XII Oberschlesien des Reichsarbeitsdienstes stellte sich sofort in den Dienst der Sache. Mehrere Züge des Lagers Elsenruh wurden eingesetzt. Bei jedem Besuch der Baustätte war es eine Freude zu sehen, wie emsig die Jungen schafften, nicht nur Schlesier, sondern junge Männer aus den verschiedensten deutschen Gauen. Überaus anstrengend war ihr Dienst. Galt es doch, in der heißen Sonne Spaten für Spaten des steinigen Erdreichs zu schaufeln, in die Loren zu laden, wieder auszuladen, einzuebnen, und das Stunde um Stunde. An dem Hang rückwärts der Feierstätte befand sich ein Lorenaufzug, der täglich etwa 30 bis 35 Kubikmeter Erdreich auf die oberste Plattform brachte. Mehr konnte er, da er eine geringe Fördergeschwindigkeit

hatte, nicht schaffen, so daß geplant war, einen zweiten Aufzug aufzustellen. Bevor es dazu kam, stellte sich aber als dringendes Erfordernis für die Weiterführung der Bauarbeiten die Ableitung der Regenwässer heraus. Mit diesem Durchlaß war von vornherein nicht gerechnet worden. Er brachte eine erhebliche Erweiterung der Arbeiten. Nachdem aber die Finanzierung durch den Provinzialverband mit Hilfe der Zentralstellen sichergestellt war, konnte an die Arbeiten herangegangen werden. Sie waren nicht einfach, handelte es sich doch darum, einen tiefen Schacht von etwa 275 Meter Länge zu bauen, in dem dann der Zementkanal eingesetzt werden konnte.

Diese schwierigen und oft von Einsturzgefahr der Grabenwände bedrohten Arbeiten wurden glücklich und ohne Unfall durchgeführt. Über den vorgesehenen Rahmen hinaus förderte der Reichsarbeitsdienst die Arbeiten und setzte weitere Züge von Arbeitsmännern ein. Nach Fertigstellung des Durchlasses wurden bis zu 250 Arbeitsmänner beschäftigt.

Hierbei sei auch der Leistungen von Stadt und Kreis Groß Strehlitz für den Ausbau der Feierstätte gedacht. Erstere stellte ab Juli 1935 dem Arbeitsdienst einen Diesel-Lastkraftwagen unentgeltlich zur Verfügung, wogegen der Kreis Groß Strehlitz die Stadt durch Hergabe eines Darlehens für die Beschaffung des Wagens unterstützte.

Tag für Tag rollten nun die Lastwagen mit den Arbeitsmännern von Groß Strehlitz, wohin von Juli 1935 ab der Arbeitsdienst verlegt worden war, nach dem Kuhlal.

1935 begann die Feierstätte langsam Gestalt anzunehmen. In zunehmendem Maße interessierte sich die Öffentlichkeit nicht nur in Oberschlesien, sondern auch im übrigen Deutschland dafür. Die Besuche aus dem Reich, 1936 der preussischen Landeshauptleute, 1937 der Berliner Pressevertreter, hoher Partei- und Staatsstellen, sind ein Beweis dafür.

Das Jahr 1936 brachte einen entschiedenen Fortgang der Arbeiten, wurden doch neben den Arbeitsdienstmännern, die bis zum Ende ihrer Tätigkeit im Jahre 1936 etwa 30 000 Tagewerke geleistet hatten, nun auch für die Ausführung von Spezialarbeiten Privatfirmen herangezogen. Mit Arbeitern, Schienen, Loren und Lokomotiven rückten nun die Unternehmer an, um das Bauwerk im Jahre 1936 einen mächtigen Schritt der Vollendung entgegenzubringen. Zum Bodentransport waren Höhen bis zu 30 Meter zu überwinden, was ohne Lokomotive auf schwerem Gleis kaum möglich oder sehr zeitraubend gewesen wäre. Es war nicht einfach, Lokomotiven und Gleis durch das schmale unebene Kuhlal an Ort und Stelle zu schaffen. Dank der Umsicht und Geschicklichkeit von Meistern und Arbeitern gelang das schwierige Vorhaben glücklicherweise ohne Unfall.

Das Aus Sprengen des Kessels, der Sitztribünen und das Wegsprengen der unsicheren Wandteile an der östlichen 35 Meter hohen Steilwand übernahmen Meißner Pioniere. Um die Erinnerung an diese schwierigen Arbeiten wachzuhalten, wurde ein Weg oberhalb der Steilwand ihnen zu Ehren als Pionierweg bezeichnet. Eine gleiche Ehrung war überdies schon vorher für den Arbeitsdienst in Aussicht genommen, indem ein Weg als Spatenweg bezeichnet wurde.

In der Zwischenzeit arbeiteten Arbeitsdienst und Privatfirmen gemeinsam teilweise in mehreren Schichten. Es muß anerkannt werden, daß dies völlig reibungslos abgewickelt wurde. Die teilweise gefährlichen Arbeiten gingen glücklicherweise ohne tödlichen Unfall vor sich. Einige Verletzte waren leider zu beklagen.

Mit dem Fortschreiten der Arbeiten erwies es sich als unmöglich, die bauliche Leitung weiter dem Landesstraßenbauamt nebenamtlich zu belassen, so daß die Bauabteilung der Provinzialverwaltung nunmehr den Auftrag erhielt, die Arbeiten fortzuführen.

Dies geschah so zielbewußt, daß sie im Jahre 1937 zum größten Teil beendet wurden.

Halbe auf halbe verschwand. Immer tiefer ging man herunter, dort wo die Spielfläche entstehen sollte. Immer höher türmte sich das Erdreich an dem rückwärtigen Hang. Auch die Formen der Fahnenkanzel traten langsam hervor. Die Fahnenkanzel ist eine ringförmige Erhebung inmitten der Feierstätte. Sie ist gedacht als Versammlungsplatz der Fahnen- und Standartenträger. Sie erscheint nicht groß in dem gewaltigen Bauwerk, kann aber doch über 200 Fahnenträger aufnehmen. Ihr Kreisrund schafft eine bemerkenswerte Unterbrechung in der allgemeinen Linienführung.

Dann rückten Maurer an, um die Eingangsgestaltung und das Befestigen der Stehterrassen vorzunehmen.

Über diese Arbeiten schreibt die Bauleitung: Bei den Hochbauten in der Feierstätte haben wir uns Mühe gegeben, das Mauerwerk bei aller Bescheidenheit des Aufwandes kunstgerecht auszuführen und aus der Landschaft heraus zu formen. Durch die Erkenntnis, daß Baumeister und Handwerker es nahezu verlernt hatten, mit den Naturstoffen umzugehen, aus denen das Mauerwerk gefügt wird, gewann die Verpflichtung, in den Bauten des Dritten Reiches dennoch Vorbildliches zu schaffen, an Größe und Bedeutung. Gerade die öffentlichen Bauten sind berufen, beispielgebend die Bautätigkeit der privaten Hand in gutem Sinne zu beeinflussen und damit die tief eingerissenen Unsitte einer gleichgültigen materialistischen Zeit ohne Baukultur zu überwinden. Modeliebhabeereien oder Willkür durften uns nicht bestimmen, vom Gebrauch des heimischen

Materials abzusehen. Gerade für Bauten, die dem Boden und der Landschaft enger verbunden sind, empfinden wir die engere Zusammengehörigkeit zur natürlichen Umwelt auch durch den Werkstoff als völlig sachlich gegeben, zumal da teilweise auf gewachsenem Fels gebaut wurde und im übrigen an der Steilwand das heimische Gestein landschaftsbildend zutage tritt.

Muschelkalk ist ausgesprochen geschichtet. Seine Bänke sind durch Ablagerungen von Muscheltieren entstanden, die durch gelöschten Kalk miteinander verkittet wurden. Man durfte daher den Kalkstein nur lagerrecht verwenden, weil dies den Druckverhältnissen entspricht, unter denen er entstanden ist. — Hier einige Angaben über das Fassungsvermögen der Feierstätte: Es umfassen die Sitztribünen etwa 7000 Sitzplätze, die ansteigenden Stehtribünen über 20 000 Plätze. Durch Befestigung des Umgangs, der Treppen und der Rundmauern können etwa weitere 20 000 Plätze gewonnen werden, so daß sich ein Gesamtfassungsvermögen von etwa 45 000—50 000 Plätzen ergibt.

Diese Menschenmengen, und es wird erhofft, daß die Feierstätte bei allen Veranstaltungen vollauf gefüllt ist, sollen auf den verschiedensten Wegen herangebracht werden. Marschierende Kolonnen und Fußgänger werden von den beiden Bahnhofen Oertal und Bergstadt ihren Weg nach der Feierstätte nehmen. Für Radfahrer sind besondere Radwege und ausreichende Radstände vorgesehen. Der Radweg ist in das Kuhlal gelegt worden wegen der schönen Ausichten, die sich hier bieten. Er führt neben dem Wanderweg Saar—Oberschlesien entlang.

Der deutsche Wanderweg Saar—Schlesien mit seinem Zeichen: liegendes blaues Kreuz mit der Schrift „Saar—Schlesien“ ist allen Naturfreunden bekannt. Er beginnt im westlichen Grenzgebiet des Reiches, in Saarbrücken, führt über Taunus, Rhön, Thüringer Wald, die Sächsische Schweiz nach dem Riesengebirge. In Schlesien folgt er dem Gebirgszug bis zur Oberschlesischen Gebirgsdecke.

Von Heydebreck aus geht der Weg weiter über Mittenbrück und Klein Walden und endigt am Annaberg. Die Feierstätte selbst ist das Ende des deutschen Wanderweges Saar—Schlesien.

Alle diese Maßnahmen sind planvoll vorgenommen worden, um der späteren Bebauung und Planung nichts vorwegzunehmen. Der Provinzialverband läßt einen Gesamtbebauungsplan für den Annaberg aufstellen, um willkürliches Bauen am Rande der Ortschaft zu verhindern und um jede Störung der neuerstandenen Bauten durch wilde Zubauten zu verhindern.

Betrachtet es der Provinzialverband als seine Aufgabe, an der Planung und an den großen Aufgaben des Berges

mitzuwirken, so befaßt sich der 1937 gegründete Arbeitskreis St. Annaberg OS. mit seinen weiteren Aufgaben. Er stellt sich zur besonderen Aufgabe die planmäßige Verschönerung des Ortes und Landschaftsbildes.

Nach seinen Satzungen will er den Ausbau des Annaberges zum Wahrzeichen Oberschlesiens und zu einer würdigen, religiösen und nationalen Feierstätte, die planvolle Verschönerung des Landes um den Annaberg und die Pflege von ober-schlesischem Volks- und Brauchtum.

Um für alle weitere Zukunft eine einheitliche Bepflanzung und Erhaltung der Umgebung der Feierstätte sicherzustellen, hat die Provinz etwa 20 Morgen des Ödlandes erworben und das ganze Kuhlal unter Landschaftsschutz stellen lassen. Darüber hinaus harren seiner noch weitere Aufgaben. Der Provinzialverband plant, auf dem Annaberg ein Kulturhaus zu errichten. Dieses soll einmal als Versammlungsraum dienen, zum anderen eine Sammlung der Denkwürdigkeiten des Annaberges enthalten, also etwa die Heimattube oder das Heimatmuseum des Annaberges sein. Da es Schätze der Vergangenheit und Gegenwart enthält, welche in innigster Beziehung mit der engeren Heimat stehen, würde ich vorschlagen, es „Heimatschatz“ zu nennen. Den Grundstock dafür sollen die verschiedenen Modelle der Feierstätte bilden, ferner die Gemälde und Aquarelle, die der Provinzialverband in jedem Jahre von der Feierstätte hatte herstellen lassen. Dadurch sind Zeitdokumente geschaffen worden, die der Nachwelt zeigen sollen, wie dieses Bauwerk entstand. Hier sei bemerkt, daß auch von jedem Baujahr eine große Anzahl von Lichtbildern vorhanden ist und ebenso ein Film, der das Werden der Feierstätte zeigt. Diese kleine Sammlung soll also den Grundstock bilden, der sich im Laufe der Jahre immer mehr erweitert und das Kulturhaus und den Heimatschatz zu einem Anziehungspunkt machen wird. Daneben soll das neue Haus der Partei und einem Teil ihrer Gliederungen Unterkunft gewähren und somit zum kulturellen Mittelpunkt des Annaberggebietes werden.

Der Hauptzugang zu der Feierstätte erfolgt aus dem unteren Kuhlal über eine große Freitreppe, in welcher der Deutsche Wanderweg endet.

Rechts der großen Freitreppe steht ein Kalkofen, in dem die früher in der Feierstätte gebrochenen Steine gebrannt wurden. Er steht unter Denkmalschutz. Ein zweiter Ofen ist gesprengt worden, weil er baufällig war und störend wirkte.

Die große Freitreppe läßt noch nicht ahnen, was sich dem Beschauer bieten wird. Nur auf der Höhe rechter Hand erblickt er das Ehrenmal für die Nachkriegsgefallenen in seiner Schlichtheit und trotzdem eindrucksvollen Würde.

Geht er aber nun die Treppe hoch und nähert sich dem Treppenrand, so faßt ihn Staunen über dieses eigenartige und großartige Bauwerk, das hier entstanden ist. Er erblickt in ganzer Höhe die steile Wand, auf der das Ehrenmal steht, an ihrem Fuße die Spielfläche und daran anschließend die Sitztribünen. Er überschaut den breiten Umgang, auslaufend am entgegengesetzten Ende in das obere Kuhlal, und ahnt bei dem Anblick der Stehtribüne etwas von den Zehntausenden, die einst hier gemeinsames Erleben erfassen wird.

Er geht weiter hinein. In diesem riesenhaften Bauwerk wirft er vielleicht noch einen Blick in die Ebene zurück. Das wundervolle Kuhlal mit seinen Bäumen und Sträuchern, im Sommer mit blühendem Ginster bestanden, liegt vor seinen Blicken. Danach sieht er die weite Oderebene, Feld und Wiese, Wälder und Industriewerke und ganz fern am Horizont schimmern die blauen Sudeten durch. Dann begibt er sich die Stufen hinauf, um von den Tribünen aus einen Blick in den gewaltigen Raum vor sich zu werfen. Nicht mehr so imposant ist die steile Wand, aber dafür winkt ihm von der Höhe des Berges der allbekannte Gipfel des Annaberges, gekrönt vom Kloster, entgegen.

So vereinigen sich hier neuzeitliche Baugestaltung mit der Überlieferung.

Im Laufe der Zeit ließ es sich auch übersehen, an welchem Tage die Einweihung der Feierstätte stattfinden konnte. Es wurde dafür der 22. Mai 1938 gewählt. Bis zu diesem Tage war mit einem völligen Abschluß der Arbeiten zu

rechnen. Die neu entstandene Grünanlage würde sich an diesem Tage schon in voller Pracht zeigen können. Ende Mai pflegt auch im Kuhlal der Ginster zu blühen. Seine Blüten und das Maigrün der Laub- und Nadelbäume sollen an diesem Tage das Herz der Menschen erfreuen, die sich zur Einweihung der Feierstätte zusammengefunden haben. Bis dahin werden auch die noch erforderlichen Straßenbauarbeiten beendet sein, so daß nach menschlichem Ermessen mit einer reibungslosen Abwicklung des Verkehrs zu rechnen ist.

Das Bauwerk insgesamt hat einen Kostenaufwand von einigen hunderttausend Reichsmark erfordert. Es ist der Hilfe der Zentralstellen zu danken, daß es dem Provinzialverband gelungen ist, diesen Betrag aufzubringen. Dankbar sei hier anerkannt, welche großes Verständnis die Berliner Stellen dem Vorhaben entgegenbrachten.

So ist nach langwieriger mühsamer Arbeit in dem durch zwei Grenzen abgeschnürten Grenzlande ein Werk geschaffen worden, das in seiner äußeren Gestaltung der Größe der völkischen und vaterländischen Gedanken entspricht, denen es geweiht wird. In der einzigartigen Landschaft kommt diesem unvergänglichen Bauwerk des Dritten Reiches eine besondere nationale und kulturpolitische Bedeutung für den ganzen deutschen Osten zu. Wenn dann am 22. Mai diese Weihestätte ihrer Bestimmung übergeben wird, dann wird der heilige Berg sehen, was er vielleicht noch nie sah, ein geeintes Schlesien, einig im Glauben an sich und seine nationalsozialistische Zukunft im großdeutschen Reich.

Der heilige Berg

fange zu reden an, heiliger Berg!
Deine Toten sind stumm, und unverlöhnt
vollendete sich über zerrissenem Werk
das erste bittere Jahrzehnt.

Singe das Lied – aber leise, ganz leise –
vom Knaben, der sich hinaufgestiegt
und lange in einsamer Schneise
begraben und vergessen liegt.

Wir Lebenden halten die Häupter gesenkt.
In eins zusammenfließt, was jeder denkt.
Wir müssen weiter. Der Umkreis sieht uns an
und fordert Müh' und Mut und Mann.

Und weiter zerpflügt und weiter zerdröhnt
zerstücktes Land und zerrissenes Werk
das zweite bittere Jahrzehnt.
fange zu reden an, heiliger Berg!

Hans Niekrawietz

Dichtung und Wahrheit um die Annabergkämpfe

VON BERNHARD VON HULSEN

In wenigen Wochen wird an der Stelle, an der am 21. Mai 1921 der oberschlesische Selbstschutz, unterstützt von Freiwilligen aus allen deutschen Gauen, die Insurgenten vernichtend schlug, ein würdiges Ehrenmal eingeweiht werden, das der „Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge“ errichtet hat. Es soll dem Gedächtnisse aller Freikorps- und Selbstschutzkämpfer gewidmet sein, die in der Notzeit nach dem Weltkriege ihr Leben für das zerrissene und geschändete Vaterland eingesetzt haben.

Man konnte wohl keinen geeigneteren Platz finden, als die beherrschende Höhe des St. Annaberges, von der aus man einen weiten Blick über das oberschlesische Land genießt; aber der Hauptgrund, daß gerade hierher Denkmal und Feierstätte gelegt wurden, war wohl, daß keine Tat der Freiwilligenverbände der Nachkriegszeit dem deutschen Volke so ans Herz gewachsen ist, wie die Erstürmung des Annaberges. Sie wurde ihm ein Symbol für den trotz aller Not und aller Schande ungebrochenen Lebenswillen der Nation. Vielleicht ist gerade diese Tatsache die Veranlassung, daß einige berufene und eine größere Anzahl unberufener Schriftsteller die Annabergkämpfe zum Ausgangspunkte von Schilderungen der verschiedensten Art gewählt haben. Man kann es verstehen, wenn der sich immer gleich bleibende miles gloriosus seine und seines Truppenteils Taten in ein möglichst vorteilhaftes Licht setzt, auch zur Not, daß er seinem Nachbarn gern eins auswischt und ihn für eigenes Verschulden verantwortlich macht. Bedauerlich ist aber, daß die schöne Waffentat ausgenutzt worden ist, um irgendwelchen Sonderzwecken zu dienen. Nur dadurch konnte der Sieg erfodert werden, daß innerhalb der Gruppe Süd des SSOS. (Selbstschutz Oberschlesien), die die Kämpfe auf eigene Verantwortung durchführte, vom obersten Führer bis zum jüngsten Tambour jeder an seiner Stelle und innerhalb seiner Befugnisse seine Pflicht erfüllte und deshalb ein einheitlicher Kampfwille planmäßig sich in vortrefflicher Weise

zeigte. Wie einfach und nüchtern waren die Vorbereitungen, wie einfach und geradlinig die Durchführung! Das war nichts für einen modernen Schriftsteller, ein Freikorpsieg mußte auf anderen, romantischeren Voraussetzungen aufgebaut werden. Die Zeit der Jugend war ja gekommen, ein Stabsoffizier oder gar ein General konnte doch nichts anderes sein wie ein verkalkter Greis! Weg mit ihnen! Man setzte in den Schilderungen einfach junge Unterführer an ihre Stelle, deren Ruhm dadurch erhöht wurde, daß sie nicht nur den Widerstand des Feindes, sondern auch den der vertrottelten Vorgesetzten brechen mußten. Nur schade, daß die verschiedenen Romanciers sich nicht vorher über die Person ihres Helden geeinigt haben, so daß der Leser die Wahl zwischen zweien der Unterführer hat, die übrigens ganz hervorragende Offiziere waren und innerhalb ihres Wirkungskreises Vorzügliches geleistet haben. So wurde munter drauflos erfunden, kühnlich Mögliches und Unmögliches behauptet, an wirkliches Studium der Befehle und Berichte dachte man nicht, als Beweis galt die Verächtlichmachung der höheren Führer, deren Wirken dem erfundenen Ersatzmanne zugeschoben wurde. Alles das ist für den Wissenden nur komisch, in Kürze werden diese Eintagsprodukte durch die amtliche Geschichtsschreibung ad absurdum geführt werden, bis dahin aber nähren sie ihren Mann. Bedauerlich ist nur, daß dem deutschen Volke der Annabergsieg zu einer Zufallstat herabgewürdigt wird.

Die deutsche Reichsregierung hatte, nachdem der SSOS. sich in der Not der Stunde gebildet und dem Vorfluten der Insurgenten einen Damm entgegengestellt hatte, in Rücksicht auf den Wutschrei, der durch alle deutschen Gauen nach Bekanntwerden des Aufstandes erscholl, sich entschlossen, den Selbstschutz zuzulassen, ihn aber lediglich als Kulisse aufzustellen. Jeder Angriff wurde verboten, jede Handlung gegen den Willen der Jk. (Interalliierte Kommission) wurde als schwere Beeinträchtigung der deutschen Belange be-

trachtet, die die allerschlimmsten Folgen nach sich ziehen würde. Militärische Vollstrecker dieser Politik waren die Zentrale Breslau und der dann ernannte Oberbefehlshaber, Generalleutnant Hoefler.

Über die Verfehltheit dieser Anschauung will ich mich an dieser Stelle nicht auslassen, die Feststellung der Tatsache genügt. Nach schwerem inneren Kampfe entschloß ich mich, in vollem Einvernehmen mit meinem Stabe und meinen Unterführern, die Offensive zu ergreifen, sobald wir hierzu materiell in der Lage waren. Wir vertrauten darauf, daß ein taktischer Erfolg noch niemals politisch geschadet hat, er würde dankbar in Empfang genommen werden. Erstere Ansicht erwies sich dann als richtig, letztere als falsch. Der Plan für den Angriff fiel uns nicht wie eine reife Frucht unserer genialen Veranlagung vom Himmel, wir, das heißt meine beiden trefflichen Mitarbeiter, der Oberstleutnant von Loewenfeld als Chef des Stabes und der Rittmeister von Schaper als Generalstabsoffizier, kamen uns gar nicht genial vor, wir haben uns vielmehr ehrlich bemüht, die Voraussetzungen zu einem Erfolge zu schaffen. Mir schien zum Beispiel ein Angriff von Ratibor aus leichter, ich glaube, Loewenfeld war mehr für den Annaberg, nach einer persönlichen Erkundung mit Schaper ging ich darauf ein, ein Befehl wurde ausgearbeitet, der dann durch den wirklich ausgeführten verbessert wurde. So haben wir vertrauensvoll zusammengearbeitet, genau, wie wir es aus dem Kriege gewohnt waren und im Generalstabe gelernt hatten, den einer der Kritiker als „veraltete Weisheit“ dem Freikorpsgeiste entgegenstellt. Wie ein Bataillonsführer oder der Gehilfe eines Regimentskommandeurs für alle bei dem nachfolgenden Kampfe beteiligten Verbände, über die er ebensowenig verfügen konnte, wie über alle anderen Einrichtungen der Gruppe, es hätte fertigbringen können, die Verbände zusammenzustellen, zu bewaffnen, auszurüsten, zu verpflegen, unterzubringen, zum Kampfe heranzuführen und ihnen schließlich ihre Gefechtsaufgaben zuzuweisen, wird leider nicht verraten.

Daß alle diese Arbeiten von der zentralen Befehlsstelle geregelt werden müssen, bedarf keines Beweises, man vertraut darauf, daß der Leser von allen diesen Dingen ebensowenig versteht wie der Verfasser. Den Gipfel der Unverfrorenheit erklimmen einige moderne Autoren, indem sie den Angriffsbefehl für den 21. Mai 1921 einfach ignorieren, obgleich er verschiedentlich veröffentlicht worden ist. Er weist ganz genau den einzelnen Formationen ihre Aufgaben zu, die sie ganz vortrefflich gelöst haben, man tut, als ob er niemals erlassen worden ist. Man schweigt ihn tot; denn er trägt die Firmenbezeichnung der Gruppe Süd und als Unterschrift meinen Namen.

Am 20. Mai nachmittags waren die Kommandeure zu einer letzten Besprechung nach Schloß Krappitz befohlen, dorthin kam auch der neuernannte Befehlshaber Generalleutnant Hoefler und verbot die Durchführung. Nach einer Rücksprache mit mir einigten wir uns auf eine Verkürzung der Angriffsziele. Ein Sachverständigengutachten gibt dem Eingreifen Hoeflers folgende Fassung:

„Der Annabergangriff am 21. Mai 1921 wurde gegen den ursprünglichen Willen, aber mit der unter dem Zwange der Verhältnisse schließlich doch erteilten Zustimmung des Generalleutnants Hoefler durchgeführt.

Als nach der Abfahrt desselben die Aussprache mit den Unterführern beendet wurde, war keiner derselben im Zweifel, daß der ursprüngliche Annabergbefehl in vollem Umfange durchgeführt werden sollte, wir aber in Rücksicht auf das erteilte Verbot eine gewisse Linie zu überschreiten, das Gesicht zu wahren hätten.

Am Kampfestage wurde von allen Teilen der Gruppe so gehandelt, ich selbst überzeugte mich zu gegebener Stunde beim Korps Oberland, daß am entscheidenden Flügel richtig verfahren wurde. Dieses Zwischenspiel ist natürlich auch in das Gegenteil umgedreht worden, indem behauptet wird, daß ich am Fernsprecher versucht hätte, Oberland zum Halten zu bewegen, bis dieses den Draht nach hinten durchgeschnitten hätte. Ein ebenfalls veröffentlichter Bericht des Kommandeurs III/Oberland schildert die Komödie, die wir in Klein Ellguth, am Fuße des Annaberges, gespielt haben. Am Nachmittage wurden alle ursprünglich befohlenen Angriffsziele erreicht, der Annaberg selbst fiel als reife Frucht der schweren Kämpfe in der Ebene fast widerstandslos in die Hände der Sieger. Wohl keiner, der an diesem ersten größeren Siege nach aller uns angetaner Schmach teilgenommen hat, wird je in seinem Leben den Eindruck vergessen, als vom Turme der Klosterkirche die deutsche Flagge wehte. Eine Dichtung legt einem sterbenden Selbstschutzkämpfer die Worte in den Mund:

Da sah ich im Abendsonnenschein, wie die sieghafte Flagge man hißte,

Und hoch vom ragenden Klosterturm die Fahne, die Fahne mich grüßte.

Du heilig Panier, wir hoben dich auf aus Kot und Schutt und Scherben,

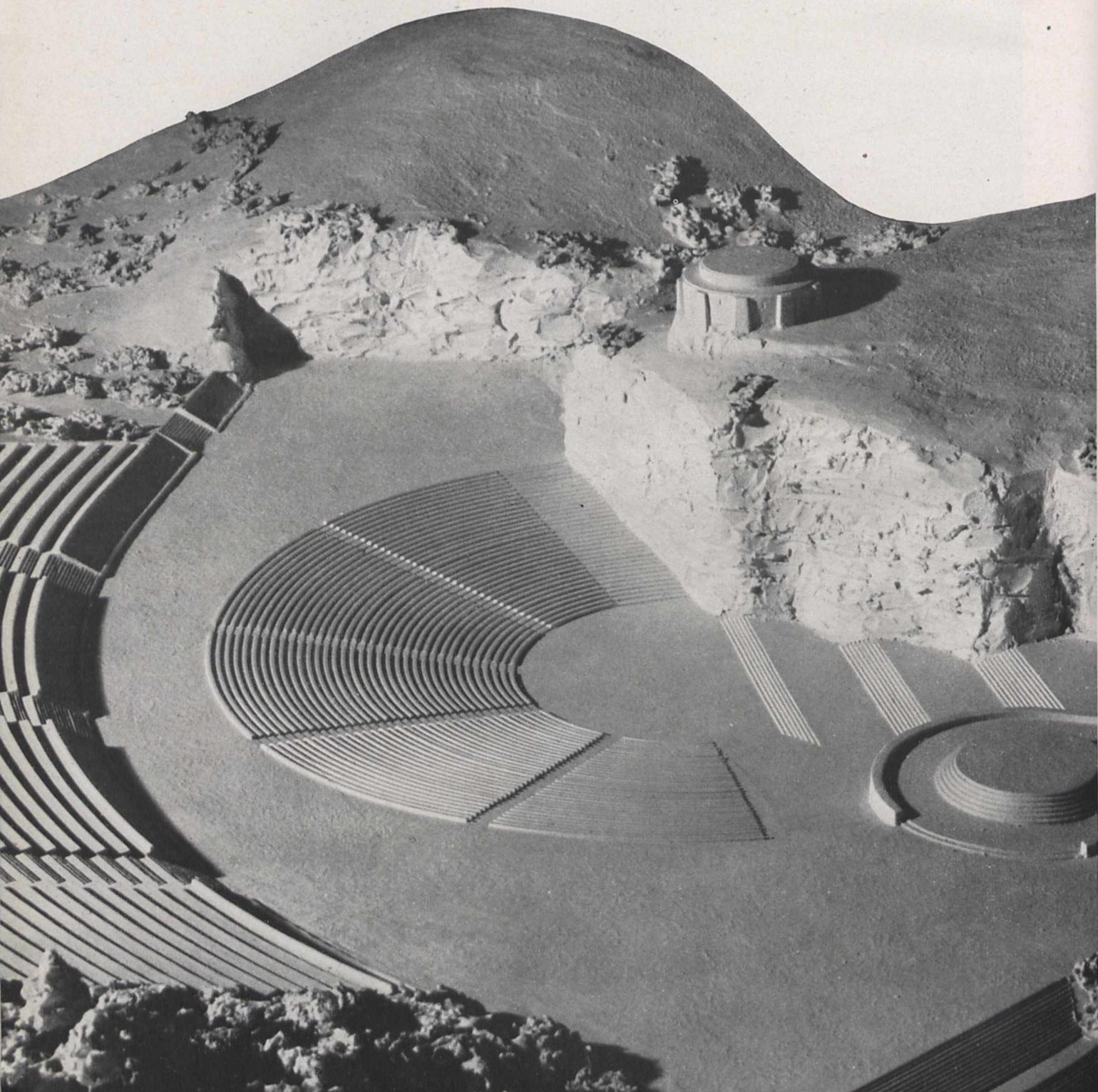
Wir haben dich wieder zu Ehren gebracht, nun kann ich ruhig sterben.

Dank der Tapferkeit und der umsichtigen Führung der Truppen, besonders der entscheidenden Kolonne Oberland, war der kleine Brückenkopf von Krappitz zu einer

HOHENZOLLERNGRUBE



FREIKORPSEHRENMÄL UND



WEIHESTÄTTE · ANNÄBERG





etwa 25 Kilometer breiten und 15 Kilometer tiefen Basis für die weiteren Operationen geworden und der größte Teil des beherrschenden Annabergrückens in unserer Hand. Die äußerlich ganz unter französischem Einflusse stehende Interalliierte Kommission verlangte ultimativ ein Zurückgehen des SSOS. in seine Ausgangsstellungen, in würdigster Weise versagte sich General Hoefler dieser Forderung, was ihm nicht warm genug gedankt werden kann; denn ein entsprechender Befehl seinerseits wäre nicht befolgt worden, eine unhaltbare Lage wäre entstanden.

Schwerer als der Angriff gestalteten sich in den nächsten Tagen die Abwehrkämpfe gegen die Versuche der Insurgenten, das verlorene Gelände zurückzuerobern. In diesen Kämpfen, die bis zum 26. Mai dauerten, wurde die Insurgentenarmee zerrieben, und zwar in einem Ausmaße, das wir damals nicht ahnten. Der gegnerische Oberbefehlshaber Mielzynski (Nowina Doliwa) versuchte an diesem Tage persönlich durch Angriff auf unsere Flügel unter Heranziehung aller verfügbaren Reserven die Lage wieder herzustellen, aber das Glück sei den Insurgenten nicht mehr hold gewesen. Er beschreibt die Verwirrung, die herrschte und die ihn zwang, von seiner Absicht abzusehen, seine Truppen befanden sich im Zustande der Auflösung.

Daselbe verrät uns Korfanty selbst in recht boshafter Weise: „Am 21. Mai begann die Schlacht am Annaberger, wo die deutschen Truppen zehnmal stärker (?) und technisch hervorragend ausgerüstet waren, während auf polnischer Seite Mangel an Artillerie- und Gewehrmunition und an den nötigen Zufuhren herrschte. Die polnischen Abteilungen lösten sich vollkommen auf, die Disziplin schwand, und es bestand Gefahr, daß die Deutschen sogar bis Gleiwitz durchstoßen könnten. Die Ostgruppe schickte zwar Hilfskräfte, aber deren Befehle standen nur auf dem Papier. Mielzynski versuchte zwar selbst die Situation zu retten, sein Stab arbeitete ihm einen Plan für einen konzentrischen Gegenangriff auf Gogolin aus, und ausführen sollte ihn der oberste Führer selbst. In dieser Eigenschaft gab der oberste Führer, wie Fachleute versichern, vollkommen unsachgemäße Befehle. Die Befehle des Oberkommandos wurden nicht ausgeführt, die Leitung der Ostgruppe schickte keine Hilfstruppen. Der heldenhafte große Führer Nowina Doliwa verzichtete auf den weiteren Oberbefehl und die Entsetzung Gogolins, und nachdem er sich gestärkt und ausgeschlafen hatte, verließ er das Kampffeld. Die weiteren Ereignisse waren schon nur ein hoffnungsloses Herumzerren und eine allmähliche Liquidation der Aufständischen.“

Die weitere Zersetzung der Insurgentenarmee wird dadurch gekennzeichnet, daß am 31. Mai Mielzynski abgesetzt und dann die Führer der uns gegenüberliegenden Gruppe Ost verhaftet und am 4. Juni, am Tage von Slawentzitz, auch

der Nachfolger Mielzynskis durch einen Dritten ersetzt wurde.

Auf deutscher Seite arbeitete die Gruppe Süd eifrig an der Aufstellung neuer Verbände und Auffüllung der Verluste bei den bestehenden. Ende Mai wollte sie die Offensive zur Befreiung des Industriegebietes fortsetzen und bemühte sich, durch Vorlage einer Denkschrift und durch mündliche Vorstellungen die Genehmigung des Oberbefehlshabers zu erreichen, sie wurde in Rücksicht auf die ihm vom Reichskanzler gegebene Instruktion verweigert. Endlich, am 3. Juni, nachdem die Franzosen versucht hatten, die wichtige Stadt Cosel den Insurgenten in die Hände zu spielen und die Gruppe Süd die Erklärung abgegeben hatte, daß die Truppe nicht mehr zu halten sei, sie würde, wenn der ausgegebene Angriffsbefehl für den nächsten Tag widerrufen würde, von sich aus ohne einheitliche Leitung losziehen, stimmte General Hoefler zu. Die Umgehungskämpfe von Slawentzitz—Cosel zerbrachen die Insurgentenarmee vollends, eine operative Ausnutzung des Sieges war aber nicht möglich, weil die Franzosen sich bei Ujest auf die Vormarschstraße geschoben hatten; sie anzugreifen wäre in der damaligen Lage Deutschlands ein Verbrechen gewesen. Mit der Sperrung der Vormarschstraßen von Cosel und Krappitz durch interalliierte Truppen hatte der Annaberger jede operative Bedeutung für den SSOS. verloren. Bereits am 5. Juni leitete die Gruppe die Überführung des Hauptteils ihrer Truppen nach Ratibor ein, um von dort aus eine neue Operation zu beginnen, zu der es aus hier nicht zu erörternden Gründen nicht mehr kam.

Dagegen bedarf die Frage der Aufklärung, wie es kam, daß die Oberführung sich jeder Fortsetzung der so glückhaft begonnenen Offensive mit allen Kräften entgegenstemmte. Hierüber gibt uns das jüngst erschienene Buch des Generals Hoefler „Oberschlesien in der Aufstandszeit 1918—1921“ hochinteressante Aufschlüsse, aber auch manche Rätsel. Wir müssen versuchen, auch hier Dichtung und Wahrheit zu unterscheiden, aber niemals in dem Sinne, daß absichtlich der Verfasser falsche Angaben macht, wohl aber, daß unbeabsichtigte, aber verständliche Irrungen und Gedächtnisverschiebungen, autosuggestive Illusionen vorliegen. So schildert General Hoefler zum Beispiel unsere bereits erwähnte Unterredung am 20. Mai so, daß er mir seine Gründe für das Verbot des Angriffs auseinandergesetzt habe, darauf ich ihm die meinigen, die den Angriff erforderlich machten. Wir hätten uns nun gegenseitig überzeugt und die Rollen getauscht. Welch ein Wunder! — In enger Anlehnung an die ihm vom damaligen Reichskanzler gegebenen Direktiven betont General Hoefler verschiedentlich, daß die Haupttrichternur seiner Politik gewesen sei, mit nicht g e g e n die J. K. zu handeln. Rebell gegen die J. K.

zu sein, würde die allerschlimmsten Folgen haben, die er nicht schwarz genug schildern kann, völliger Untergang Deutschlands wäre gewiß. Nun kann man sich keinen größeren Ungehorsam gegen die J. K. denken, als die beiden großen Angriffshandlungen am 21. Mai und am 4. Juni, sie lösten sofort geharnischte Ultimaten und Drohungen aus, die stillschweigend fallengelassen wurden, als Hoefler sie zurückwies. Trotz dieser Erfahrung hält er noch heute an seiner Anschauung fest.

Man begriff nicht, daß die tatsächlich bestehenden Gegensätze zwischen den Ententemächten in Rücksicht auf ihre Bundesgenossenschaft nach außen nicht in die Erscheinung treten durften.

General Hoefler war in Berlin außer durch den Kanzler auch noch von einer anderen Stelle orientiert worden. Ihm war gesagt worden: „Der englische Botschafter habe durchblicken lassen, daß er vielleicht etwas mehr Bewegungsfreiheit seitens der J. K. für den SSOS., aber nicht auf diplomatischem Wege durchsetzen werde. Sollte letzteres zutreffen, dann ist das auszunutzen und auch ein kriegerischer Konflikt mit der Republik Polen nicht zu scheuen.“ Nun erzählt er von einer mysteriösen, aber belanglosen Aufforderung, die ein unbekannter englischer Leutnant ihm überbracht habe, um ihn zum Vorgehen zu veranlassen. Tatsächlich hatte der amtliche englische Verbindungsoffizier, Kapitän Bennet, ihm in meinem Beisein diese Mitteilung gemacht, sich diese Anschauung, während wir darauf warteten, noch einmal telefonisch vom Major Keatings bestätigen lassen und nach dessen Diktat zu Papier gebracht. Dieses Diktat übergab er uns. Es lautet:

Message from Major Keatings after telephonic communication with Colonel Percival. (Englischer Bevollmächtigter bei der J. K.)

The commission would not consider a general offensive desirable on the part of the Germans.

But local operations to secure present positions or to protect German Goods and lives are left to the discretion of General v. Hoefler.

Bennet, 24. 5. 21. 4. 25.

Ich glaube, deutlicher und der schwierigen Lage entsprechender konnte der in Aussicht gestellte Wink des Botschafters nicht ausgedrückt werden. Nach dem Annabergsieg hielten die Engländer die Deutschen für befähigt, den Aufstand niederzuschlagen, so wie ihr eigenes Interesse es wünschte. Als wir den Wink mit dem Jaunpfahl nicht verstanden, einigten sie sich mit den Franzosen. Während der Zeit des Aufstandes, besonders nachdem die Annabergsieg unsere militärische Überlegenheit erwiesen hatten, war

niemals davon die Rede, daß wir zu schwach gewesen wären, um das Industriegebiet zu befreien, ganz allein politische Erwägungen bestimmten die Haltung des Oberkommandierenden. Erst später hat er militärische Gründe für sein Verhalten ins Feld geführt, in seinem Buche haben sie ganz phantastische Ausmaße bekommen. Die militärische Beurteilung der Lage ist von einem nicht zu begreifenden Pessimismus erfüllt. Wäre es ihm nicht gelungen, den SSOS. von weiterem Vorgehen abzuhalten, wäre eine militärische Katastrophe unausbleiblich gewesen, kleine Rückschläge werden zu schweren Niederlagen umgedeutet, die Kampfkraft der Truppen angezweifelt, den in den Städten des Industriegebietes befindlichen Deutschen jede Aktionsfähigkeit abgesprochen usw. Nun, es erübrigt sich, nach dem angeführten Zeugnis Korfantys auf diese, auch zum Thema „Dichtung und Wahrheit“ gehörenden Anschauungen einzugehen. Wenn der Verfasser mich persönlich als Vertreter der scharfen Richtung bei aller Liebesswürdigkeit im Grunde als Berserker hinstellt, der ohne Rücksicht auf die reale Wirklichkeit weiter nichts kannte, als den Angriff zu fordern, so ist mir diese Charakteristik sehr viel angenehmer als die eines der jungen Romandichters, der so freundlich war, zu schreiben, daß ich während des Annabergangriffes weit hinten in Löwen gesessen und immer nur um Hilfe gejammert hätte. Vielleicht stehe ich zwischen beiden Extremen, ich weiß es nicht, halte es auch für unwichtig, darüber nachzudenken.

Entkleidet man die Annabergfrage von allen sie verdunkelnden Dichtungen, so bleibt als Wahrheit:

Das erste und vielleicht größte Verdienst um die Verteidigung der Heimat haben sich die örtlichen Führer und ihre heimattreuen Erfolgsmänner erworben, die den Damm errichtet haben, an dem die Flut der Insurgentenangriffe zerbrach und hinter dem die Verstärkungen aus dem Reiche sich zu angriffsfähigen Verbänden aufstellen konnten. Dieses Verdienst teilen in gleicher Weise alle örtlichen Truppenteile, ganz gleich, ob sie zu der oder jener Gruppe gehörten, ob sie an der Oder oder im Norden ihre Pflicht erfüllten.

An den eigentlichen Annabergsiegen haben alle Beteiligten, verdienstvollen Anteil, Führung und Truppe haben in vorbildlicher Weise, jede innerhalb ihres Rahmens, zusammengearbeitet. Nur hierdurch ist der schöne Erfolg erreicht worden. Bedauerlich und dem Deutschtum abträglich sind die späteren, nicht der Wahrheit entsprechenden Schilderungen.

Der Oberbefehlshaber hat durch Zurückweisung der Forderungen der J. K. nach errungenem Siege den Dank der Truppe verdient.

Der Königsjäger Hildebrand

V O N A L F R E D P U D E L K O

Vor dem weitgeöffneten Raum standen die Birken und Kiefern der Heide. Die Nachtnebel des flusses brauten schwerfällig am Fuße der steilen Sandrücken. Aber ihre Kühle drang nicht herauf zu den beiden Wachenden, die in einer Baracke eines ostdeutschen Lagers die Nacht zu verplaudern gedachten.

Zwischen den Spätsommertagen, da die ersten gelben Blätter zu fallen begannen, ging ihre Rede dem Geschehen der letzten Jahre nach. Sie sprachen so, wie Männer miteinander reden, die in Kriegszeiten vor dem Feinde gelegen haben, einfach und grob.

Ihre Sessel knarrten im eifrigen Hin und Her. In ihren Tassen dampfte goldbrauner Tee und aus dem spitzen Gesicht des Alten funkelte unaufhörlich das Feuerlein einer Zigarette. Als sie aber um Mitternacht dem späten Monde entgegenfahen, und eine Zeitlang dem elfenbeinernen Weben in der Heide gelauscht, da fanden ihre Worte den Weg vom kriegerischen Erleben zu den Dingen ihres Volkes, gleichsam, als führe sie Mond und Heide, Nebel und Krauschen und Stille zu den Urquellen ihres Lebens.

„Und ging es Euch nicht ebenso, Rittmeister, als Ihr mit abgefattelten Pferden zusehen und zuhören mußtet, wie sich der Pole jenseits der Odra breitmachte? Uns saß der Unmut in den Knochen. Keiner fand das rechte Wort. Wir waren noch nicht so verdorben, wir glaubten noch ein klein wenig an Recht und Mannesmut, an Ehre und Haltung. Zuerst hatte man geduldet und zugeesehen, wie sich beim Abführen die schmutzigen Finger der Schacherer nach unseren Pferden ausstreckten. Ein paar Tage später gingen sie im polnischen Verbands. Und wohin sind unsere Karabiner gekommen? Man hat sie verschoben — über die polnische Grenze. Nur unsere alten, guten Haubitzknaben waren ihnen zu schwer. Wir hörten und lasen Befehle, von denen wir heute wissen, daß sie Zauberkünsteleien waren. Uns brannten Herz und Faust, aber wir hatten diese Umwertung

noch nicht begriffen. Wir sangen die alten Lieder, indessen es im Geheimen in uns wühlte und gärte. Und Deutsche waren das, die zwischen den Schacherern standen, und Deutsche, die Waffen über die Grenze verkauften, und Deutsche, die uns Teufelsbefehle gaben, und Deutsche, die dabei zusahen und wir — wir standen selbst im Dreck ohne zuzuschlagen!“

„Ja, Junker, so war es. Aber was hätte es wohl genutzt, wenn damals unsere Hiebe rechts und links gefessen hätten?“ freilich wir ständen heute mit Mannesehre in der Welt. Aber ist der Haufe im Volk nicht klein geworden, der aus seinem Blute Ehre und Freiheit über alles schätzt? Wie viele wissen überhaupt etwas vom deutschen Volke? Wir haben vor dem großen Kriege nur wenig davon auf den Schulen gehört, und als wir dann reiten mußten, ahnten nur wenige von uns die unheimliche Gefahr für Deutschland, die hinter dem Rufe „Feind an der Grenze“ stand! Über vier Jahre bin ich geritten, im Osten, im Südost und im Westen, aber erst Wochen nach dem Abrüsten schüttelte mich das Erlebnis, das meinen Blick zu den Quellen des Unheils richtete.

Wir lagen Anfang 1919 an der Odra und schoben Posten vor dem papiernen Drahtverhau der „Demarkationslinie“. Drüben saß der Pole und freute sich, daß wir uns selbst bewachten. Natürlich ging's ohne Reibereien dabei nicht ab. Damals ritt ich oft allein, besonders gern in den hellen Mondnächten, querfeld, und versuchte, mir einen rechten Reim auf diese Zeit zu machen. Einmal kam ich nach einem solchen Ritt spät nach Mitternacht zum Quartier zurück. Der führende Korporal einer Streife erwartete mich schon und machte Meldung von der Festnahme eines Verdächtigen, den sie zwischen Busch und See aufgestöbert hatten, eines entlassenen deutschen Soldaten, der auf dem Wege nach drüben war. Den Militärpaß hätten sie ihm schon abgenommen.

Ich trat in den Lichtkreis der kleinen Petroleumlampe und schlug das kleine Büchlein auf. Ich suchte gewohnheitsmäßig den Gefechtskalender und fand Gefechte und Schlachten verzeichnet, von denen man sprechen wird, solange hinter dem großen Kriege ein deutsches Volk lebt. Vom Anfange bis zum Ende mit zwei Verwundungen, offenbarte er ein volles deutsches Soldatenschicksal. Was wollte der Königsjäger Hildebrand hier zwischen Busch und See, zwischen Abend und Morgen, zwischen Deutschen und Slawen? Das war's wohl: seine Heimat lag im Kreise Schroda, weit jenseits unserer Postenkette, im verlorenen Lande!

Ich befahl, den Mann herzuführen. Draußen meldete sich mein Fuchs mit Unruhe. Er wartete auf den Nachtgruß. Ich trat hinaus und schob ihm das Stück Zucker zu. Er rieb sich an meiner Schulter, ich klopfte seinen Hals, und in diesem kurzen Nebeneinander tauchten schon die Gestalten auf, die den Aufgegriffenen brachten. Aus einem unbewußten Jögern rief ich dem Pferdehalter zu, er solle warten, ich käme dann noch mit zum Stall.

Meine Reiter waren nicht eben klein, aber der Königsjäger Hildebrand war ein Riese unter ihnen. Ein schmales, scharfes Gesicht leuchtete aus dem hochgeschlagenen Mantelkragen. Die graublauen Augen sahen hart zu uns her und unter seiner Mütze quoll helles Haar hervor. Ich sah nicht ohne Freude diesen deutschen Soldaten.

Ich fragte ihn kurz und nicht eben hart nach seinem Vorhaben. Ein schmales Lächeln sprang in seinen Zügen auf, und dann überflutete uns ein Durcheinander von deutschen und polnischen Wörtern, daß ich einen Irrer vor mir zu haben glaubte.

Da trat der Korporal vor und sagte, sie hätten gleich den Gontschorek mitgebracht, der Mann verstehe nur polnisch zu reden.

Mit einem wachsenden, unsäglich bitteren Gefühl im Halse erfuhr ich dann durch umständliches Fragen über unseren Dolmetscher, daß da eigentlich ein Pole vor mir stand, ein verbissener und nun ekstatischer auf dem Heimwege zum „Mütterchen Polen“. Weil ich zu träumen vermeinte,

spürte ich dem Gedanken nach, die da um das Wort erwachten.

So enthüllte sich mir die Tragik guten deutschen Blutes. Der Vater stammte aus der Gegend von Magdeburg, war lange vor der Jahrhundertwende als Siedler ins Posenische eingewandert und hatte dort eine Polnische geheiratet. Die Mutter erzog ihre Kinder polnisch, und so verloren sie ihr Vaterland und gewannen die Hoffnung auf ihr Mutterland. Was ihr Vaterland ihnen an Ordnung und Schulung gab, das entkräftete daheim ihr heimliches Mutterland.

Ich habe den Königsjäger Hildebrand nur dieses eine Mal gesehen, aber unvergeßlich bleibt mir diese Begegnung für immer. In jener Nacht bin ich auf meinem Fuchse von Posten zu Posten gejagt. Weit hinein in den Vormittag ritt ich durch die verschneiten Wälder. Das Erlebnis der Nacht hegte mich an der verfluchten Papierlinie entlang. Hätte ich über sie hinausbrechen können, in die Ebene hinter den Seen! Da lag sie, die einst zu unserem Vaterlande gehörte, in der Wintersonne. Aber weil wir vergaßen, sie zum Mutterlande zu machen, blieb sie im Besitze der Mütter eines anderen Volkes. Diese Mütter gewannen Blut von unserem Blut und stärkten damit die Reihen ihres Volkes.

Seht Junker, seit jener Nacht bin ich dem nachgegangen und fand den Weg zum rechten Volkslande, zu Bauer und Krieger, zu Vater und Mutter, zu Adel und Kaufmann, zu Handwerker und Arbeiter und wieder zu Bauer und Mutter.“ — —

„Und wie viele Königsjäger mit anderen Namen, fanden wir seit dem Zusammenbruche im Osten, im Süden, im Südost und im Westen! Sie und ihre Kinder werden gegen uns stehen, Rittmeister, wenn wir wieder einmal für die deutsche Freiheit reiten müssen, die unsere Frauen und unsere Kinder und wir und alle Generationen brauchen, wenn sie wahrhaft deutsch sein sollen.

Ihr Alten und wir Jungen, die wir die Schuld unserer Väter begriffen, wir wollen dafür sorgen, daß an der Grenze deutsche Mütter teurer sind als Waffen und Soldaten.“

Deutsche Kulturarbeit

IN DER WOJEWODSCHAFT SCHLESIEN

Als das Deutschtum Ostoberschlesiens sich nach 1922 in den polnischen Staat versetzt sah, mußte es vor allem versuchen, eine volksdeutsche Haltung seinen Menschen anzuerziehen, da das rein staatliche Denken der Vorkriegszeit und der Jahre nach dem Weltkriege zur Bewältigung der auftauchenden Fragen sich als ungeeignet erwies. Viele Deutsche glaubten unter polnischer Herrschaft nicht leben zu können und wanderten ab, darunter vor allem die besitzenden Schichten — nach deutscher Schätzung ungefähr 150 000 Menschen, — dadurch wurde die deutsche Volksgruppe in Ostoberschlesien sehr geschwächt. Bei den im Lande bleibenden wurde vor allem die wachsende Not, die aus der Benachteiligung um des deutschen Volkstums willen wuchs, zur Lehrmeisterin im volksdeutschen Denken. Nur zu bald mußte jeder erkennen, daß er als einzelner dem Haß gegen alles Deutsche wehrlos preisgegeben war, als wenn eine geschlossene Gruppe den Druck auszuhalten hat.

In den ersten Jahren richtete sich der Kampf der polnischen Gesellschaft, aber auch der polnischen Verwaltung vor allem gegen die deutsche Schule, später als man auf polnischer Seite erkannte, daß dadurch der Lebens- und Kulturwille der deutschen Volksgruppe nicht zu brechen war, wurde mit brutaler Existenzvernichtung in der Form von Massenentlassungen in der Schwerindustrie vorgegangen. Hier war die deutsche Volksgruppe in Ostoberschlesien als vorwiegend städtische und auf die Beschäftigung in der Industrie angewiesene Gruppe am empfindlichsten zu treffen. Es muß festgestellt werden, daß auch seit dem Bestehen des deutsch-polnischen Vertrages von 1934 die Entlassungswelle angestiegen ist, und daß seit der Minderheiten-Erklärung vom November 1937 die letzten Deutschen aus der Industrie und wo das sonst noch möglich ist, ausgekämmt werden. Es kann keine Rede davon sein, daß die Warschauer Zentralstellen von dem Tun der untergeordneten Stellen nichts wüßten. Man muß vielmehr durchaus den

Eindruck gewinnen, daß man es dort darauf ankommen läßt, den Bogen so stark anzuspannen, wie das ohne außenpolitische Schwierigkeiten geht. Die „Gazeta Polska“ schrieb anlässlich des Ablaufes der Genfer Konvention triumphierend „Der Anteil des deutschen Kapitals in der ober-schlesischen Industrie ist von 100 auf 40 Prozent gesunken. Die Anzahl der in der Industrie beschäftigten polnischen Beamten und Angestellten ist von 0 auf 70 Prozent gestiegen. 56 Prozent der Handwerksbetriebe gehören Polen. 69 Prozent der Kaufleute sind Polen. 30 000 Polen sind in der Verwaltung beschäftigt... Wir haben die uns von der Uhr der Geschichte gestohlene Zeit nicht unnützlich verstreichen lassen.“

Von dem Leid und dem Elend, die die brutale Existenzvernichtung über Tausende von Menschen gebracht hat, schreibt diese Regierungszeitung nichts.

In der Abwehr aller dieser Bestrebungen konnte nur eine gut durchgeführte, geschlossen sich wehrende Gruppe bestehen, in der jeder einzelne verantwortungsbewußt für das Ganze handeln konnte. Diese Einheit war und ist leider in Ostoberschlesien nicht vorhanden. Man wehrte sich so gut man es verstand, ohne von den Methoden zu lernen, die in kampferprobten auslandsdeutschen Gebieten, wie z. B. im Sudetendeutschtum sich herausgebildet hatten. Da sie auf diese Weise niemals die gesamte Volkskraft des Deutschtums hinter sich hatte, konnte sie auch nicht die gegenüber ihrer volksdeutschen Verpflichtung versagenden deutschen Wirtschaftsführer zur Pflichterfüllung in diesem Punkte anhalten und auch die konfessionelle und parteipolitische Zersplitterung des Deutschtums nicht verhindern. Es fehlte ihr die Autorität, die nur aus wirklicher Führerschaft und geschlossener Gefolgschaft erwächst. So ist es zu großen Verlusten an Menschen und Werten gekommen.

Die polnische Zählung von 1931 stellt in Ostoberschlesien 68 735 deutsche Muttersprachenbekenntnisse fest. Niemand glaubt, daß dies die Volkszahl der Deutschen ist. Man

kann heute in Ostoberschlesien mit rund 180 000 Deutschen rechnen. Der sozialen Schichtung nach besteht die Volksgruppe in der Hauptsache aus Arbeitern und Angestellten, von denen gegen 70 Prozent arbeitslos sind und, wie die letzten Jahre erweisen, niemals mehr Aussicht haben in Polen in Arbeit zu kommen, dann aus einer breiteren Schicht von Kaufleuten und Handwerkern. Der bäuerliche Anteil ist leider sehr gering, ebenso sind die freien Berufe nur schwach vertreten. Deutsche als Staatsbeamte oder in leitenden Stellungen der Industrie gibt es kaum mehr. Besonders gedrückt ist die Lage der deutschen Jugend. Tausende sind arbeitslos oder haben noch nie in Arbeit gestanden. Das Zeugnis einer Minderheitsschule verhindert selbst die Aufnahme in eine Lehre. Trotzdem also die Lage dieser jüngeren Generation des Deutschtums besonders schlimm ist und beinahe ausweglos erscheint, hält diese Jugend das Banner des Deutschtums mutig aufrecht.

Erst nach dem Ablauf der Genfer Konvention beginnt sich das Deutschtum Ostoberschlesiens stärker in das Gesamt-Deutschtum des polnischen Staates einzugliedern und sich als Schicksalsgemeinschaft zu empfinden. Diese so notwendige Einstellung konnte sich bis zum Ablauf der Genfer Konvention nur schwer entwickeln, da die Grenze offen war. — Verkehrskarte.

Die kulturelle Arbeit war und ist in der geschilderten Situation nicht leicht. Sie mußte von Anfang an darauf gefaßt sein, daß ihr von Seiten Uebelwollender Hindernisse über Hindernisse in den Weg gelegt würden. Sie mußte und muß verhindern, daß eine geistige Abschürung vom Mutterlande gelingt, die schon in der Minderheitsschule angestrebt wird, wo das Kind von deutscher Geschichte und Kultur so gut wie nichts hört, da diese geistige Vereinfachung vom gemeinsamen Wege des deutschen Volkes abführen und den völkischen Untergang bedeuten würde. Sie mußte und muß sowohl die deutschen Volksmassen erfassen, aber andererseits auch ständig Führerschulung betreiben, da sie keine proletarische Massenbewegung zu erzeugen, sondern gegliedertes deutsches Volkstum zu betreuen hat.

Seit 1933 die nationalsozialistische Gedankenwelt allen Deutschen ins Blut überging, kam als weltanschauliche Grundlage aller kulturellen Arbeit nur der Nationalsozialismus in Frage. Seine organisatorischen Formen konnten nicht übernommen werden, der lebendige Geist aber befruchtet auch die auslanddeutsche Kulturarbeit.

Die in den deutschen Vereinen durchgeführte Kulturarbeit versucht seit 1926 der Deutsche Kulturbund für Polnisch-Schlesien durch Zusammenfassung und Ausrichtung auf die volksdeutsche Gedankenwelt, sowie durch richtungweisende Großveranstaltungen zu führen. Er umfaßt als Dach-

organisation alle größeren Verbände und unterhält eine Geschäftsstelle, die eine Bücherei für Laienspiel- und sonstige Aufführungszwecke, sowie Apparate und Bildreihen für Diapositiv- und Filmproduktion zur Verfügung hält. Die Bestände sind durch einen gedruckten Katalog erschlossen. Der Kulturbund führte Volkstanz- und Laienspielkurse, Sprechchorbildung und Volksmusikwochen, Abend- und geschlossene Singwochen, Jugendbildungswochen durch. Unter seiner Obhut stand das einzige deutsche Arbeitsdienstlager, das die polnischen Behörden durchzuführen gestatteten, und der Landdienst in den deutschen Siedlungen Galiziens. Lehrgänge für Leibesübungen und Körperkultur, große Jugendtage wurden durchgeführt. Ein Heim für Jugendwanderer wurde in Anhalt, Kreis Pleß, erbaut, zwei weitere gemietet und der Jugend für Wanderungen und Schulungslager zur Verfügung gestellt. Für die Lehrerschaft werden pädagogische Tagungen abgehalten. Hochschulwochen halten die Verbindung zum geistigen Leben des Mutterlandes aufrecht. Dichterabende — Hans Grimm, W. v. Scholz, W. v. Molo, Heinrich Lersch, Robert Hohlbäum — führen durch persönliche Fühlungnahme mit den schöpferischen Kräften des Muttervolkes zum deutschen Buch, die jährlich durchgeführte Buchwoche verfolgt durch Veranstaltung von Buchausstellungen den gleichen Zweck. Die heimischen deutschen Künstler werden durch die Veranstaltung von Kunstausstellungen gefördert. Musikalische und literarische Wettbewerbe versuchen junge schöpferische Kräfte in der deutschen Volksgruppe in Polen zu ermitteln. Vorträge von Forschungsreisenden — Filchner, Dyhrenfurth, Mühlritter, Weltflug des Zeppelin usw. — sollen die Zuversicht in deutsche Tatkraft stärken. Eine eigene Zeitschrift „Der Kulturwart“ unterbaut und fördert die beratende Tätigkeit der Geschäftsstelle.

Neben dem deutschen privaten Schulwesen — 16 Volksschulen und 3 Gymnasien — tritt das deutsche Büchereiwesen als größte volksdeutsche Bildungseinrichtung hervor. Der Verband deutscher Volksbüchereien in Polen mit dem Sitz in Kattowitz unterhält derzeit 396 Büchereien mit einem Buchbestande von 130 000 Bänden, und einer Jahresausleihe von 400 000 Bänden, was bedeutet, daß durch seine Arbeit jährlich $2\frac{1}{2}$ Millionen Deutschen Leseunden vermittelt werden. Diese Zahl allein weist auf die Bedeutung dieser Büchereiarbeit hin, wozu noch kommt, daß durch die Beratungsarbeit des Verbandes nur gutes Schrifttum volksdeutscher Haltung eingesetzt wird. Neben Schülerbüchereien, Dorf- und Kleinstadtbüchereien, in einem Tätigkeitsgebiet, das von der reichsdeutschen und tschechischen Grenze bis zur rumänischen reicht, bestehen größere Stadtbüchereien und in Kattowitz die Bücherei für Kunst und Wissenschaft mit jetzt 20 000 Bänden Bestand

als einzige, alle Wissenszweige umfassende deutsche wissenschaftliche Bücherei in Polen mit neuzeitlichem Bücherbestand und stetigem Ausbau. Durch den Leihverkehr mit den wissenschaftlichen Büchereien des deutschen Sprachgebietes kann den Lesern praktisch jedes wissenschaftliche Buch zugänglich gemacht werden. Die Bestände sind durch umfangreiche, gedruckte Sachkataloge erschlossen, ebenso sind in den größeren Stadtbüchereien besprechende Druckkataloge vorhanden. Der Verband sorgt für die Schulung der ehrenamtlichen Büchereileiter und für den systematischen weiteren Ausbau der Büchereien. Er unterhält auch zahlreiche Lesestuben, in denen deutsche Zeitungen und Zeitschriften ausliegen.

Darüber hinaus sorgt der Verband in seiner Zeitschrift „Deutsche Monatshefte in Polen“ für die Erforschung des Deutschtums in Polen und für die Bekundung der Leistung des deutschen Volkes im Ostraum, wie auch für die Verteidigung des Heimatrechtes der Deutschen in Polen. Die Buchreihe „Ostdeutsche Forschungen“ (10 Bände), „Deutsche Gaue im Osten“ (10 Bände), „Ostdeutsche Heimatbücher“ (6 Bände) bringen die Werke deutscher Forscher in Polen zur Veröffentlichung. Alle diese Bücher erweisen die Leistung und das Heimatrecht der Deutschen in Polen und schmieden Waffen für den Lebenskampf. Es befinden sich unter den Veröffentlichungen so gewichtige Werke, wie Lücks „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens“ und Kuhns „Sprachinselforschungen“, die für die Wissenschaft vom deutschen Volke Neuland erschlossen haben. In den nächsten Wochen erscheinen in den „Ostdeutschen Forschungen“ neuerlich zwei grundlegende Werke, nämlich das gerade in Schlesien interessierende Buch Schilling „Die Frühzeit des Deutschtums und der deutschen Landnahme in Schlesien und im Burghreis Lebus“ (698 Seiten, 58 Tafeln, Karten und Urkunden) und ein neues Werk von Lück „Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur“, in der Reihe „Deutsche Gaue im Osten“ wird noch im Jahre 1938 das 500 Seiten starke Bild- und Kartenwerk „Das Deutschtum in Polen“ vorliegen, die erste Gesamtdarstellung dieser deutschen Volksgruppe. Die „Ostdeutschen Heimathefte“ (12 folgen) machen deutsches, erstmalig veröffentlichtes Volksgut des Deutschtums in Polen der Bildungsarbeit zugänglich. Im Jahre 1938 beginnen in der Reihe „Deutsche Heimat im Osten“ die ersten Romane und Erlebnisbücher aus dem Deutschtum Polens zu erscheinen. Der zuerst erscheinende Roman Hoinkis „Meister Andreas“ schildert das deutsche Leben in der Sprachinsel Bielitz-Biala, also schlesisches Menschentum.

Die deutsche Theatergemeinschaft für die Wojewodschaft Schlesien versorgt mit Hilfe des oberschlesischen Landes-

theaters in Beuthen die Orte Kattowitz, Königshütte, Rybnik, Tarnowitz, Pleß und Umgebung mit deutschen Theateraufführungen, Schauspielen, Opern und Operetten. Nach Ablauf des Genfer Abkommens wurde die Zahl von 120 Vorstellungen in der Spielzeit, die jährlich durchgeführt wurden und die von etwa 60 000 Deutschen besucht waren, zwangsweise durch die polnischen Stellen auf etwa 30 beschränkt. Es konnte im Spieljahr 1937/38 weder in Königshütte noch in Tarnowitz gespielt werden, da die Behörden den Saal schlossen — Königshütte — oder nicht zur Verfügung stellten — Tarnowitz. Dies alles im Zeichen der Minderheiten-Erklärung vom 5. Dezember 1937. Bielitz hat ein eigenes deutsches Theater, das auch in Teschen spielt.

Hervorgehoben muß werden die musikalische Arbeit, die der Meistersche Gesangverein in Kattowitz leistet. Seine großen Aufführungen von Werken deutscher und fremder Meister sind erstrangige Bekundungen des deutschen Kultur- und Leistungswillens. Diese Leistung fand auch bei polnischen Stellen Anerkennung, die den Verein zu Aufführungen in die Warschauer Philharmonie einluden. Die sonst im Gebiete bestehenden Gesangsvereine stehen auf durchaus beachtlicher Höhe, was ihre Leistungen anbetrifft.

Auch auf dem Gebiete der Leibesübungen und des Sportes hat das Deutschtum immer wieder seinen trotz aller Not ungebrochenen Leistungswillen bewiesen. Der deutsche erste Kattowitzer Schwimmverein ist seit Jahren polnischer Landesmeister in den Schwimmwettbewerben und im Wasserballspiel, der deutsche Schlesiische Wintersportverein ist bereits durch zwei Jahre Träger des goldenen Leistungsabzeichens für Skisport. Die großen deutschen, jährlich durchgeführten Sportfeste sind für tausende Ausführende und Zuschauende nicht nur eine Leistungsschau der Turn- und Sportvereine, sondern das größte Volksfest, das das Deutschtum in Ostoberschlesien feiert.

Besonders muß noch auf die jahrelange vorbildliche Arbeit des deutschen Beskiden-Vereins in Bielitz hingewiesen werden, der durch Wege und Markierungen, aber auch durch den Bau von Schutzhäusern die Beskiden touristisch erschlossen hat. Der Dank für seine allen dienende Arbeit wurde ihm 1937 durch Enteignung im gerichtlichen Vergleich seines auf der Babiagora — 1730 Meter — seit dreißig Jahren unterhaltenen Schutzhauses seitens der Verwaltung der staatlichen Wälder zuteil.

Der Kulturwille des Deutschtums in der Wojewodschaft Schlesien ist ungebrochen. Allen Hindernissen zum Trotz entfaltet sich immer noch reges kulturelles Leben über das hier geschilderte hinaus in vielen deutschen kleineren Vereinen. Aber die Not wächst von Tag zu Tag und erschwert es der deutschen Volksgruppe, ihre kulturellen Einrichtungen zu erhalten.

S i l e s i a c u s

Im grünen Oberschlesien

V O N A L F R E D B Ö N S C H

I.

Oberschlesien und England — zwei Himmelsgegenden, die viele, viele Meilen auseinanderliegen, doch wenn man ganz genau hinsieht, entdeckt man eine einzigartige Ähnlichkeit in der Geschichte ihrer Landschaft: Beide Länder waren durch die Jahrhunderte hindurch idyllisch grüne Weiten, dann aber brach die Technik plötzlich wie eine Kette von Vulkanen hervor und stürzte über Nacht die überkommene Szenerie, die Industrie wuchs aus den Wäldern, und die Schloten schossen wie die Birkenpilze aus dem Boden, und in beiden Ländern geschah es etwa um die gleiche Zeit im vorigen Jahrhundert. Und noch heute bestimmen diese Mächte das Gesicht der Landschaft und schaffen den überraschenden Gegensatz: hier die geballte Industrie mit Qualm und Lärm, und da die grüne Einsamkeit mit ihren abgeschiedenen Dörfern. Wer Oberschlesien nicht selbst gesehen hat, denkt meistens an die Industrie und ahnt nichts von dem grünen Land am Oberlauf der Oder . . .

II.

Dieses grüne Oberschlesien fängt irgendwo hinter Oppeln an. Der weiße, wehrhafte Turm des Rathauses sinkt in den Horizont, und der Zug rattert in die Wiesen und Wälder hinein, und wenn man aus dem Fenster guckt, sieht man die Störche in den Halmen schreiten und den Bussard auf dem Pfahle blocken, und wenn man das Fenster öffnet, hört man auch den Sperber schrillen. Die Glocke der Lokomotive pinkt und pinkt, an den kleinen, verlorenen Bahnhöfen steigen ein paar Leute aus und ein paar Leute ein, und wenn du weit genug gefahren bist, steigst du auch aus, und dann stehst du im weiten, weiten Walde. Und da du keine geschäftliche Besprechung vor dir hast, gehst du ein Stück in den Wald hinein und wirfst dich zwischen Farnkraut und Blaubeerenbüsche und hörst die Wipfel leise summen und den Waldlaubvogel aus dem Fichtendickicht piepen: zilp zilp zilp zilp, die ewig gleichen Töne . . .

Und wenn du ausgeruht bist, nimmst du deinen Schnapp sack wieder auf und stiefelst in das Dorf, das eine hübsche Strecke abseits liegt. Die ober-schlesischen Dörfer liegen wie Inseln im waldigen Meere, und um die Rodung, die sich allgemach erweitert hat, steht immer noch die grüne Mauer. Der angebaute Boden ist auf lange Strecken dürftig: Sand und Sand und wieder Sand und wenig von der Fruchtbarkeit der Weizenfelder und der Rübenäcker aus der Neiße Gegend. Hier wächst nicht viel, nur Roggen und Kartoffeln und ein bißchen Hafer, und die Bewohner wären übel dran, wenn der Wald nicht wäre. Diese Bewohner: Was mögen das für Menschen sein? Du hast manches über sie gehört, und gewisse Witze haben dir eine abenteuerliche Vorstellung von ihnen gegeben, allein du kannst und darfst sie nicht danach beurteilen — so wenig wie den Schotten nach den Schottenwitzen. Wenn du sie kennenlernen willst, mußt du unter ihnen leben, mit ihnen arbeiten und mit ihnen am gleichen Tische essen. So habe ich es auch gemacht.

An einem schönen, blauen Sommerabend fragte ich den Bauern Johann Passon, ob er mich auf ein paar Wochen als Knecht gebrauchen könne, er sah mich eine Weile an und schob den Deckel ins Genick und war am Ende einverstanden, und am nächsten Morgen stülpte er mir einen historischen Filzkübel auf die Birne, und dann begannen wir in der Scheune Lupinengemülle zu pleudern. Es wurde ein beträchtliches Staubbad.

III.

Die Forsten machen den Reichtum des Landes aus. Ein großer Teil der Leute findet hier Beschäftigung, und auch die kleinen Bauern leisten Fuhrn für die Gruben und Papierfabriken und verdienen so ein Stückchen Geld zu ihrem Feldertrag hinzu. Eine mühevolle Arbeit. Viele spannen kurz nach Mitternacht die Pferde an und fahren ins Holz. Es geht oft stundenlang auf verrastem Wald-

wegen dahin, Gestelle auf, Gestelle ab, bis das Ziel erreicht ist: Da liegen die Fichtenknüppel geschält, geschnitten und gestapelt, wir packen ihrer zehn Raummeter auf den Wagen und fahren sie nach einem kleinen Bahnhof, der weit im Walde liegt. Eine wunderbare Fahrt: Die Räder sinken in die ausgefahrenen Geleise, und die Ladung rutscht zuweilen ganz bedrohlich durcheinander, und wir sitzen hoch oben und kommen uns wie die Holzräuber aus der Judenbuche vor. Die Jagen gleiten vorüber, und jedes ist ein wenig anders. Zwischendurch kommt eine Lärchenschonung hinter einem malerischen Zaun aus Kiefernstämmen, und hier und da ist ein einzelnes Bäumchen durch einen angebundenen Zeitungssekel gegen Wildverbiss geschützt.

Wild gibt's hier noch, jawohl. Dort ist ein Futterhaus für Hirsche, ganz versteckt in einem wilden Jagen, und hinten in dem dunklen Dickicht stehen wohl die achtunddreißig Hirsche, die man hier gezählt hat. Achtung, eine Brücke! Der Grabenhang ist arg zerstampft, das haben die Hirsche in der Nacht getan! Dann ein eingezäunter Haferfleck mitten im Walde, daneben . . . das scheint ein Sonnenrosenfeld zu sein. Weit gefehlt, sagt der alte Stanislaus, der vorne an der Seite Passons thront, das sind wilde Kartoffeln für die Wildfütterung. Wilde Kartoffeln? Haha! Da schüttle ich nur ungläubig den Kopf.

Stanislaus bleibt dabei und wird böse, weil ich das nicht glauben will. Verlaß dich darauf, das sind wilde Kartoffeln, die werden einen Meter hoch, aber sie haben unten keine Knollen. Stimmt es, Passon? Und der nicht kräftig. Ich möchte meinen Kopf verwetten, daß es junge Sonnenrosen sind, aber Stanislaus wendet sich entrüstet und ernstlich gekränkt ab, und ich muß zur Ehre seiner Schauspielkunst gestehen, daß ich doch in einer Ecke meines Herzens ein kleines, kleines Bißchen an den Sonnenrosen zweifelte . . .

Wenn der Tag steigt, kommen die Bremsen. Der Bauer Passon hat seine Pferde mit einer stinkenden Brühe eingepinselt, aber diese Biester finden überall noch einen Anflugsplatz und stechen ihre Rüssel in das glatte, braune Pferdeleder. Die Tiere sind kaum zu halten. Dann kommen auch die Schmetterlinge: herrliche Perlmutterfalter gaukeln über den Waldwegen und sehen sich auf Thymian und Weidenröschen, und die Sonnenstrahlen fallen durch die uralten Baumriesen, und diese Augenblicke sind so über alle Maßen schön, daß auch der alte Stanek eine Weile mit dem Qualmen innehält.

Und dann kommen wir an den Bahnhof auf der Lichtung. Eine Sägemühle liegt dabei und noch ein Dutzend Häuser. Hier werfen wir die Knüppel in einen Waggon und kehren in den Wald zurück. Eine Woche war das Wetter günstig,

aber heute — Stanislaus zieht seine Stirne kraus: Das gibt einen Platzregen. Rein in die Kantine! Und der Regen hört nicht auf, und da kommen sie von allen Seiten angefahren, die Männer aus dem Walde, sie lassen die Wagen unter den Kastanienbäumen am Bahndamm stehen und setzen sich in der Kantine zusammen und halten einen Schwatz und leisten sich ein Gläschen für die trockne Kehle. Es regnet den ganzen Nachmittag, die Blicke überzucken den weiten Wald, und in der Kantine ist es urgemütlich . . . Morgen wird der unfreiwillige Feiertag wettgemacht.

IV.

Der Wald ist ein Wunder der Natur: Wie mannigfach sind die Gewächse, die er birgt — die riesigen Bäume und die winzigen Beeren. Ja, Beeren, Blaubeeren, märchenhafte Mengen. Du bist in den Mittelpunkt des Blaubeerenlandes geraten, so sagt man mir, und ich muß es glauben. Die Frauen und Kinder ziehen täglich in den Wald und schleppen schwere Körbe heim. Eine Frau bringt es in der besten Zeit auf sechzig Pfund am Tage, und man verfrachtet bis zu zweihundert Zentnern täglich . . . Viele Beeren gehen nach England, Breslau beliefern wir natürlich auch . . . Donnerwetter! Die hiesige Beere ist ziemlich groß und fest und sehr süß. Leider habe ich noch nie welche auf dem Tische gesehen. Eigenartig, höchst eigenartig. Eßt ihr denn keine Blaubeeren? frage ich eines Tages die junge Frau Passon. Sie schüttelt den Kopf: Unsere Männer mögen keine. Hier ist überhaupt niemand Blaubeeren, im ganzen Dorfe nicht.

Also wieder ein Wert, der erst außerhalb der Grenzen anerkannt wird. Ich greife zur Selbsthilfe und erwerbe mir eines Tages auf käufliche Weise einen Korb voller Blaubeeren. Am nächsten Morgen erkläre ich, daß ich auf den heißen Kaffee verzichten und statt dessen ein Gericht aus rohen Blaubeeren, roher Milch und rohen Haferflocken zu mir nehmen wolle, das Ganze mit Zucker gewürzt. Die alte Bäuerin, der ich diesen umstürzlerischen Entschluß eröffne, traut ihren Ohren nicht und hält mich für narrißch. Aber ich mache Ernst.

— Du kannst doch das schwarze Zeug nicht essen! wendet sie in größter Sorge um mein Leben ein.

— Warum nicht?

— Das ist hier niemand!

— Dann werde ich es eben essen!

— Das schwarze Zeug!

— Aber der Magen hat doch keine Augen!

— Ja — nein — aber du mußt doch etwas Warmes trinken?!

— Warum?

— Das verlangt doch der Magen am frühen Morgen?!

— Bedauere. Meiner nicht.

— Aber du hast doch denselben Magen wie alle anderen?!

— Daß weiß ich nicht, ich habe weder meinen eigenen Magen noch den irgendeines anderen Menschen gesehen. Da sinkt sie hilflos in den Stuhl, und mit ihr sinkt die Erfahrung eines siebzigjährigen Lebens. Ich bereite mir mein unvorstellbares Mahl, und das Wasser läuft mir im Munde zusammen. Inzwischen kommen die anderen herein und vernehmen mit Bestürzung, was sich hier zugetragen. Sie bauen sich um mich auf und sehen mir zu, und ich esse ihnen etwas vor, es wird eine Sensation, ein Tagesgespräch, ein Dorfgespräch: Der hat zum Frühstück rohe Blaubeeren gegessen! Und am nächsten Morgen wieder? Was? Der ist früh immer noch rohe Blaubeeren in roher Milch?! Jetzt schon zehn Tage lang? Um Gottes willen! Da hört ihr's, Leute! Kopfschütteln, Lachen, Verwunderung, Zweifel, Ungläubigkeit: Ist das wirklich wahr? Ja, es gibt Dinge, die man einfach nicht begreifen kann . . .

V.

Wenn die Roggenähren und die Haferrispen reifen, muß die Arbeit in den Wäldern ruhen. Da schaffen alle auf den vor Hitze flimmernden Feldern, die Rechen der Haulmaschine kreisen, die Schwaden sinken, die Frauen binden die Garben, und bald ist ein goldnes Halmenmeer in eine Puppensammlung umgewandelt. Johann sitzt auf der Mähmaschine, er ist so müde, daß er einduselt, die Pferde finden auch allein am Felde entlang, beim Wenden fährt sein Kopf hoch, hüh, hott, dann döst er wieder bis zur nächsten Ecke. Beneidenswerte Menschen. Sie schlafen auf dem holprigen Wagen ein, sie können sich nicht vorstellen, was Schlaflosigkeit ist. Sie haben auch eine eiserne Verdauung, wahrhaftig, diese Oberschlesier sind urgesund. Die Feldarbeit ist auch gesund. Sie rückt die Begriffe zurecht. Der Stadtmensch freut sich über die zartblauen Distelblüten, die das Gelb der Halmenfläche angenehm durchwirken. Er hat nicht unrecht. Der Bauer schimpft auf die Disteln, und er hat mindestens ebenso recht. Denn die Disteln stechen böse.

Was gibt es für Besonderheiten auf den Feldern Oberschlesiens? Fleißige Menschen — die gibt es ja wohl überall. Aber ich habe noch nie so flinke Frauenhände gesehen wie hier. Sie wirbelten eine Sekunde lang durcheinander, und eine Hafergarbe war gebunden.

Eines Tages halten diese unwahrscheinlich flinken Hände plötzlich ein und deuten in die Luft: Da schwebt ein Storch in zwanzig Schritt Entfernung nieder auf den Stoppel, die Frauen geraten in Begeisterung und klatschen in die Hände, jedoch der Storch bleibt kühl und schreitet würdig auf und ab und untersucht den Boden und die Puppen.

Wir haben hier erstaunlich große Heuschrecken, grüne Ungeheuer mit einem braunen Riesenstachel, mit unverkämpt langen Hinterbeinen und durchsichtigen Flügeln. Sie schnellen hoch und segeln durch die Lüfte, dann landen sie auf einer Garbe, und wenn sie der Storch sieht, müssen sie von ihrem Leben Abschied nehmen.

Und daneben gibt's noch mancherlei Getier. Schildwanzen, Schildkäfer, die eine glasige Halbkugel tragen und bei jeder Berührung zu Tode erstarren, und viele, viele Kerfe, die man gar nicht beschreiben kann. Und dann Kiebitze, Wachteln, Gartenammern und Bluthänflinge. Und Kröten und Frösche.

Das sind merkwürdige Gesellen. Wenn ich in später Stunde über den Hof schreite, höre ich es hier und da rascheln. Da humpelt etwas durch die Rübenblätter, die vor meiner Türe liegen, da steigt etwas im Mist herum, jetzt hole ich mir eine Taschenlampe, knipp, da fährt der Scheinwerfer an der Mauer entlang, aha, da sitzt ja schon ein Kind der Finsternis, ein Frosch, wie schön er ist, grün und orange gemustert, und die Augen sind zwei schwarze Kreise. Ich erzähle den Bauersleuten von meinen nächtlichen Ausflügen um der Frösche und der Kröten willen:

— Frösche?! Hach, die schlagen wir zu Dutzenden bei der Heuernte tot. Die Kühe brüllen, wenn sie einen toten Frosch im Heu finden.

— Aber dann lassen Sie doch die Frösche lieber leben und wegspringen! Da kommen sie sicher nicht ins Heu.

Dieser Logik ist die junge Frau nicht gewachsen. Sie biegt das Gespräch um:

— Wie können Sie nur so auf einen Frosch verrückt sein! Ich könnte es verstehen, wenn Sie auf ein Mädchen verrückt wären! . . .

VI.

Ja, die Mädchen . . .

Ich setzte mich eines Tages auf ein altes Fahrgestell und zog los. Es wurde eine lange Fahrt durch die tiefen, schönen oberschlesischen Wälder, durch Sausenberg, durch Rosenberg und durch Kreuzburg. Der Markt von Kreuzburg ist sehr schön, und das Rathaus ist ein kostbares, weinumranktes Kästchen. Ich stand eine lange Weile vor dem Gustav-freitag-Brunnen und betrachtete das Relief dieses großen Oberschlesiens, und dann betrachtete ich die lebenden Reliefs der Kreuzburgerinnen und hörte mich auf einmal die Worte murmeln:

— Wahrlich, das muß ich sagen, hier gibt es viele hübsche Mädchen, der Durchschnitt ist ganz ungewöhnlich gut . . . Oberschlesien hat große Wälder mit Hirschen und Blaubeeren, Gruben mit Kohle, Felder mit Störchen und Heuschrecken und Städtchen mit hübschen Mädchen: Was will es noch mehr, um glücklich zu sein?

Für Eichendorff!

V O N K A R L S C Z O D R O K

Am 10. März 1938 war Eichendorffs 150. Geburtstag. Das deutsche Volk nahm an ihm innigen Anteil. Die Pressestimmen aus allen Gauen des Reiches und darüber hinaus ergaben ein überraschend farbiges Bild. Feiern überall! Besonders eindrucksvoll waren die Eichendorfffeiern naturgemäß in Oberschlesien, in Ratibor, der Stadt des jungen Eichendorff, und ganz besonders in Neisse, das des Dichters Grab hütet und das schon immer eine rechte Eichendorffstadt war.

Wie erklärt sich die Wertschätzung, die Eichendorff gerade in der letzten Zeit und von verschiedenster Seite erfährt?

Eichendorff ist ein zeitnaher Dichter. Zwei fundamentalen Grundsätzen hat das neue Deutschland zum Durchbruch verholfen: Der Verwurzelung in der Sippe und dem engen Heimatumkreis auf der einen Seite, auf der anderen Seite der geschlossenen und festen Einheit des deutschen Volkes.

Wie alles Leben organisch wächst, die Natur keine Sprünge macht, wie man erst in der Tiefe gewesen sein muß, wenn man in die Breite und Höhe will, so schenken die eigene Sippe und die engere Heimat die Wurzelkräfte und die Grundlagen, auf welchen dann die zweite große Verpflichtung unserer Tage ihre Verwirklichung findet, das unbedingte und vorbehaltlose Hineinfügen in das Gesamtdeutsche. Dieses Zusammenspiel erleben wir immer wieder bei den wahrhaft Großen des deutschen Schaffens. Sie wurzeln fest und sicher im Heimatumkreis und Stammesbereich, aber sie wachsen organisch über diesen Bereich hinaus und gehören dem ganzen deutschen Volke. So ist es auch bei Eichendorff.

Wir wissen heute mehr als früher von seinen engen Bindungen an seine Heimat. Seine Vorfahren väterlicherseits waren während des Dreißigjährigen Krieges aus Binnendeutschland über Brandenburg nach Schlesien gekommen, Deutsch Kravarn im unvergeßlichen Hultschiner

Ländchen wurde ihr erster Besitz. Durch „Heiraten mit den Töchtern des Landes“ kamen sie zu Ansehen und wuchsen sie ins Schlesische hinein. Neben dem Erbe des Blutes hat gerade bei Eichendorff auch der Raum, die Umwelt seiner Kindheit, einen starken Einfluß auf seine Entwicklung ausgeübt. Es ist und bleibt wie ein Symbol, daß dieser schlichte Freiherr Josef von Eichendorff, im ober-schlesischen Walde geboren, der Sänger des deutschen Waldes geworden ist. Die Erinnerung an seine ober-schlesische Heimat begleitet unseren Dichter bis an sein Lebensende.

Da ist das väterliche Schloß Lubowitz, das „hohe weiße Haus“, da sind der Garten und der Park mit seinen Laubengängen, die urwüchsigen und alten Bäume, in deren Ästen der Knabe das Dichten lernte. Da ist die Aussicht ins tiefe Tal, zur Oder, die wie ein silbernes Band durch grüne Wiesen und bunte Felderbreiten sich zieht, da ist die Stelle, wo man weit schauen kann über Täler und Höhen, nach Süden über Ratibor hinweg bis in die blauen Berge unseres Schlesiengaus, die wir alle so gern haben und wo artverwandte und tapfere deutsche Volksgenossen heute in einem fremden Staat erbittert um den Bestand ihres deutschen Volkstums und ihrer deutschen Freiheit kämpfen müssen.

„Das Jubelparadies von Lubowitz“, die „alte schöne Zeit der Kindheit“, der „Zaubergarten“ dort auf den Höhen an der Oder haben es unserm Dichter angetan: Das Geborgensein im treusorgenden Elternhause, die Jugendfreundschaft mit seinem Bruder Wilhelm, mit den Bediensteten des väterlichen Haushaltes und mit den Dorfkindern, lustige Neckereien und heitere Geselligkeit, Sage und Brauch der Heimat, das verliebte Spiel mit der Madame Haman und die herzliche Zuneigung zu seiner Braut und Lebensgefährtin Luise von Larisch, dies alles, was den Knaben und Jüngling bewegt hat und den

Mann bildete, das ist untrennbar verknüpft mit dieser Ratiborer Landschaft, das hat dieses Land an der oberen Oder zu einem Stück deutscher Dichterlandschaft und deutscher Literaturgeschichte werden lassen.

Erwähnt sei noch das Erlebnis der Burg Tost, deren Romantik nach einem Wort des alten Eichendorff seine dichterischen Kräfte spannte. Noch in die Lubowitzer Kindheit schlägt das Wetterleuchten einer neuen Zeit. Mit Furcht und Bangen lauschen die Knaben den Berichten von der großen französischen Revolution. In den späteren Jahren springt in den Gesprächen der Eltern und Gäste öfter das Wort Napoleon auf, und 1807 dringt das Kriegsgeschrei bis hinein in das stille Lubowitz. Das kleine tapfere Cosel, vom Obersten von Neumann heldenmütig geführt, wagt letzten Widerstand. Mit verstörten Gesichtern horchen die Schloßbewohner auf die ferne Kanonade und schauen abends nach Leuchtraketen und Feuerschein aus. Die verträumte Schloßherrlichkeit der feudalen Zeit bricht wie ein Kartenhaus zusammen. Beim Abschied von Lubowitz findet unser Dichter jene innigen und heroischen Verse:

„Bald werd ich dich verlassen,
fremd in die Fremde gehen,
auf bunt bewegten Gassen
des Lebens Schauspiel sehen.
Und mitten in dem Leben
wird deines Ernst's Gewalt
mich Einsamen erheben;
so wird mein Herz nicht alt.“

Beim Zusammenbruch des väterlichen Besitzes erkennt der Dichter: „Dein und der Deinen Schicksal ist das Schicksal Deines Volkes!“ Er erlebt Großdeutschland. Nach Halle und Heidelberg und Wien folgen Danzig und Königsberg und endlich Berlin. Wenn der schaffende Mann, der Geheime Rat im preussischen Kultusministerium, stille Einkehr hält, da sieht er den Wolken nach, die von Süden, aus der schlesischen Heimat kommen:

„Aus der Heimat hinter den Blüten rot,
da kommen die Wolken her;
aber Vater und Mutter sind lange tot,
es kennt mich dort keiner mehr.“

Es freute ihn, „wieder einmal einen grünen Sommer“ in Sedlnitz im Kuhländchen, dem letzten kleinen Besitz der Familie zu erleben.

Als dann Josef von Eichendorff nach getanem Werk „müde wurde und alt“, da zog es ihn in die Heimat zurück, er kam nach Meisse, wo sein Leben zerbricht, ehe er seinen Heimatdank zu Ende schreiben konnte.

Über Eichendorffs Gesamtwerk steht: Das ganze Deutschland soll es sein. Er war immer ein Mahner für die deutsche Einheit. Bekannt ist sein Brief an den Dichter Fouqué, den er nach den Freiheitskriegen schrieb und in dem es heißt: „Gott hat uns ein Vaterland geschenkt; an uns ist es, dasselbe treu und rüstig zu behüten und endlich eine Nation zu werden.“ Prophetisch schaut er Deutschlands künftigen Retter:

„Kein Zauberwort kann mehr den Ausspruch mildern:
das sündengraue Alte ist gerichtet,
Da Gott nun selbst die Weltgeschichte dichtet.“

Babel mit seinen Götzenbildern bricht zusammen und ein junger Held schlichtet den Streit mit seinem Schwerte und „weist den neuen Bau den freien Söhnen“. In der Tragödie Ekelin sieht der Dichter den Führer der deutschen Zukunft am Werk:

„Des großen Kaisers Herrschaft
will ich pflanzen in diesen Boden,
eh er ganz zerpalten!
Mir hat er anvertraut das Reichspanier
als seinem Dogt, und mit dem Banner will ich
mich stellen mitten in den Strom der Zeit.“

Und das waren nicht leere Worte. Eichendorff erwies seine vaterländische Gesinnung immer durch die mutige Tat. „Wer in der Not nichts mag als Lauten rühren, des Hand dereinst wächst mahnend aus dem Grabe.“ So war es für ihn eine Selbstverständlichkeit, daß er sich 1813, als der Freiheitssturm losbrach, dem Vaterland zur Verfügung stellte, in das Lühow'sche Freikorps trat und im Kriege seine Pflicht tat.

Der Mensch und der Dichter Eichendorff waren immer eins. Dies festzustellen ist wichtig, weil unser deutsches Volk sich heute nicht mit dem Kunstwerk an sich begnügt, sondern auch den Menschen anerkennen und verehren will, der das Kunstwerk schuf.

Eichendorffs Leben war lauter und sauber. Er hat die rechte Werkhingabe besessen, indem er mit seiner Person hinter seinem Werk zurücktrat. Seine rührende Bescheidenheit, Duldsamkeit und feines Taktgefühl paaren sich mit einem vorbildlichen Kämpfertum. Eichendorff ist immer unerschrocken für Wahrheit und Recht eingetreten. Er war ein geschworener Feind der Phrase und des falschen Pathos, der Hinterhältigkeit und Verstellung. Für ihn selber gilt sein Wort: „Was wahr in Dir, wird sich gestalten, das andre ist erbärmlich Ding.“ Eichendorffs Dichtung hat nichts gemein mit der undeutschen Asphaltliteratur verfloßener Jahrzehnte, so wie der Dichter

selber sich zu seinem Wort bekannte, geschrieben im damals liberalistischen Berlin:

„Wie wollt ihr, literarische Helden des Salons, daß die Menschen eure Werk hochachten, wenn Ihr Euch selber nicht glaubt, was Ihr schreibt und durch schöne Worte und künstliche Gedanken Gott und die Menschen zu überlisten trachtet? Das ist ein eitles und nichtsnutziges Spiel; denn es ist nichts groß, was nicht aus einem einfältigen Herzen kommt.“

Sein reiches Innenleben und seine musische Art machten ihn unangreifbar gegenüber einer lieblosen Welt und ihrem Gezänk und ihrem Gram:

„Schläft ein Lied in allen Dingen,
die da träumen fort und fort;
und die Welt hebt an zu singen,
triffst du nur das Zauberwort.“

Die Helden in Eichendorffs Dichtung sind zumeist junge Menschen mit der Begeisterungsfähigkeit der Jugend; auch die älteren dieser Helden sind jung geblieben in ihren Herzen. „Kampf den Philistern“ und Griesgramen hat diese Eichendorffsche Jugend auf ihr flatterndes Panier geschrieben. „Liebe Jugend, sei jung!“ mahnte einmal der Dichter, und noch der 70jährige schreibt in „Halle und Heidelberg“: „Was ist denn eigentlich die Jugend? Doch im Grunde nichts anderes als das noch gesunde und unzerknitterte, vom kleinlichen Treiben der Welt noch unberührte Gefühl der ursprünglichen Freiheit und der Unendlichkeit der Lebensaufgabe. Daher ist die Jugend jederzeit fähiger zu entscheidenden Entschlüssen und Aufopferungen und steht in der Tat dem Himmel näher als das müde und abgenutzte Alter. Daher legt sie so gern den ungeheuersten Maßstab großer Gedanken und Taten an ihre Zukunft. Ganz recht! Denn die geschäftige Welt wird schon dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und ihnen die kleine Krämerelle aufdrängen. Die Jugend ist die Poesie des Lebens.“ An einer andern Stelle meint er: „Die Jugend kapituliert nicht und kennt keine Konzessionen.“

Eichendorff hat, wie Paul Fechter einmal schrieb, die Glasscheibe zwischen der Welt und den Menschen zerbrochen. Eichendorff, das ist der grüne Wald, das ist Heimweh nach der Liebsten, nach Liebe und Güte, das ist Wandern mit der Laute und mit dem Stecken, das ist ein Lied, das auf Gottes Sternenhimmel gedichtet, das ist ein Winken vom höchsten Berg in der Runde, und das Waldhorn bläst die Melodie dazu. Eichendorff, das ist die Erfüllung jener triebhaften Wandersehnsucht, die im germanischen Menschen lebendig ist seit den Tagen der großen Völkerwanderung.

Wenn Eichendorffsche Verse aufklingen, dann ist es, als ob die Natur selber zu uns spräche. Das Wort Eichendorff setzen wir gleich dem Waldesrauschen, kindlicher Naturseligkeit und deutscher Wanderfreude. Wir Deutsche tragen allesamt, mehr oder weniger, dieselbe Sehnsucht nach dem Wunder- und Märchenwald im Blute, die einst unseren Eichendorff singen und sagen ließ.

Darum singt das deutsche Volk heute seine Lieder, von denen einige zu richtigen Volksliedern geworden sind. Darum gehört heute sein köstlicher „Taugenichts“ und manche seiner anderen Erzählungen zum festen Bestand der deutschen Nationalliteratur. Darum lernt das deutsche Volk heute auch wieder die dramatischen Werke Eichendorffs schätzen und seinen zu Unrecht vergessenen Jugendroman „Ahnung und Gegenwart“. Und weil uns der Mensch und Dichter Eichendorff gleichermaßen nahesteht, lesen wir heute gern seine Tagebücher und Briefe, seine literaturhistorischen, biographischen und politischen Schriften und hinterlassenschaften. Gerade seine noch wenig bekannten politischen Schriften, beispielsweise seine Abhandlungen und Berichte über die Pressefreiheit, muten uns in vielem an, als wären sie für unsere Tage geschrieben, womit natürlich nicht gesagt werden soll, daß alles in unsere Zeit paßt. Eichendorff war naturgemäß ein Kind seiner Zeit und hat aus den Anschauungen seiner Zeit die Welt gesehen und die Dinge verstanden. Aber als Dichter sah er über seine Zeit hinaus und träumte von den kommenden Dingen, und gerade immer gern von jenen, die im neuen Deutschland jetzt Wirklichkeit wurden.

Wir leben heute in der Zeit eines ganz großen Umbruchs, und überall dort, wo Altes zerbrochen ist und Neues geboren wird, wo deutsche Menschen ehrlich und ernstlich an sich selber arbeiten, da müssen wir wünschen, daß gute deutsche Geister über uns wachen und mit uns gehen. Da sollen vor allen Dingen auch unsere großen deutschen Dichter uns begleiten und uns Wegweiser sein.

Ich darf mich glücklich schätzen, daß mir in Eichendorff einer dieser Lebensbegleiter geschenkt wurde. Als Neisser Junge wurde ich frühzeitig mit den Neisser Eichendorffstätten vertraut und auf den Dichter hingewiesen. Als junger Lehrer ins hultschiner Ländchen versetzt, ging ich mit Liebe den Spuren Eichendorffs nach in den Orten, die durch das Geschlecht der Eichendorffs und durch den Dichter uns vertraut geworden sind. Ich erlebte Schloß Krawarn und Schillersdorf im hultschiner Ländchen und dann Lubowitz nördlich von Ratibor. Eichendorff begleitete mich auch, als ich kurz vor dem Weltkrieg nach Gleiwitz versetzt wurde, wo damals das Gleiwitzer Museum unter dem alten Geheimrat Schiller die Erinnerungen an den Dichter sam-

melte und von Gleiwitz aus die Freunde Eichendorffs zusammenfaßte. Nach dem Kriege aber, als wir als „Soldaten ohne Befehl“ hier in Oberschlesien um das Letzte kämpfen mußten, was uns geblieben war, um den Bestand der Heimat Erde, als wir im Abstimmungskampfe nach guten deutschen Geistern Ausschau hielten, die uns in diesem schweren Kampfe Mut und Kraft geben könnten, da leuchtete uns immer wie ein tröstender und heller Stern der Name Eichendorff, und wir erkannten in Eichendorff den besten und größten Sohn unseres fest im Heimatboden verwurzelten Volkstums. Für die schöpferischen Kräfte unseres Grenzlandes und für die deutsche Heimatbewegung in Oberschlesien, die aus den Nöten des Abstimmungskampfes geboren wurde und in Fluß kam, war Panier- und Feldgeschrei der Name Eichendorff.

Beglückend für mich war es auch, daß ich frühzeitig in persönliche Verbindung mit den Nachkommen unseres Dichters kommen konnte, an erster Stelle mit des Dichters unvergeßlichem Enkel, Oberstleutnant a. D. Karl von Eichendorff.

Über der deutschen Eichendorff-Forschung hat lange irgendwie ein „Unstern“ gestanden. Daß Eichendorff zu Lebzeiten nicht die Anerkennung fand, die er verdient hätte, das soll uns wenig wundern; das ist vielfach Dichterschicksal gewesen. Aber auch nachher blieben die Bemühungen um sein Werk vielfach ohne ganzen Erfolg. Schon streckten auch nach Eichendorff jene undeutschen Literaten ihre schmutzigen Hände aus, um sein Werk zu verfälschen; und der Literaturgeschichten gibt es viele, die Eichendorff mit der Redensart vom „liebenswürdigen letzten Ritter der Romantik“ abzutun glaubten. Es gab also viel gut-zumachen. Hatte schon Eichendorffs ältester Sohn Hermann die erste aufschlußreiche Eichendorff-Biographie geschrieben, so sammelte der Dichterenkel Karl von Eichendorff, Hermanns Sohn, mit unendlicher Liebe alles, was an seinen Großvater erinnerte, regte die deutsche Literaturforschung stark an und gehörte selber zu den bewährtesten Eichendorff-Forschern. Ohne Karl von Eichendorff wäre der deutsche Eichendorffbund der Vorkriegszeit kaum zustande gekommen. Daselbe gilt für die von Kosch und Sauer im Verlage Habel in Regensburg herausgegebene historisch-kritische Gesamtausgabe von Eichendorffs Werken, die vor dem Kriege begonnen wurde, leider aber nachher nicht zu Ende geführt worden ist und wohl ein Torso bleiben wird. Auch an der Herausgabe des inzwischen eingegangenen deutschen Eichendorffkalenders war Karl von Eichendorff wesentlich beteiligt. Über all diese Dinge konnte ich mit Karl von Eichendorff öfter sprechen, und wir verschworen uns zu einem neuen Beginn. Im Anschluß an meine Monatschrift „Der Oberschlesier“, die von Anfang

an für Eichendorff und sein Werk sich einsetzte, gründete Karl von Eichendorff, unter Mitwirkung von Univ.-Prof. Geheimrat Dr. Dyroff in Bonn und anderen Eichendorffvorkämpfern, das deutsche Eichendorffjahrbuch, den romantischen Almanach „Aurora“, der 1938 im 8. Jahrgang erscheint. Wir versuchten eine Sammlung der Eichendorfffreunde in der deutschen Eichendorffstiftung.)

Nach dem letzten Willen Karl von Eichendorffs wurde seine umfangreiche Eichendorffsammlung nach Neisse gebracht, dort das Eichendorffsterbehäus in der Friedrichstadt erworben und in seinen Räumen das deutsche Eichendorffmuseum eingerichtet, das sich bereits heute weithin sehen lassen kann. Es entspricht nationalsozialistischem Grundsatz, eine Idee und eine Arbeit nicht auf wenigen Augen stehen zu lassen, sondern ihr eine breite und tragfähige Grundlage zu geben. Es gelang mir, u. a. die Stadt Neisse, in der schon immer für derartige geistige und kulturelle Dinge Verständnis vorhanden war, für die Mitarbeit in der Eichendorffstiftung zu gewinnen, so daß vor einigen Jahren der Sitz der Stiftung von Oppeln nach Neisse verlegt werden konnte, und eben sind wir von Neisse aus dabei, die Stiftung noch mehr zu verbreitern und ihren Kreis zu erweitern. Der Freundschaftsbund, den ich einst als Jüngerer mit dem Dichterenkel Karl von Eichendorff knüpfen konnte, wird uns immer ein heiliges Vermächtnis bleiben, getreu den Plänen, die wir zunächst im kleinen Kreise, in dessen Mitte Karl von Eichendorff stand, weiterzuarbeiten für Eichendorff und sein gutes Werk, in Gemeinschaft mit allen anderen willigen und guten Kräften, die aus Neigung und Berufung zur Mitarbeit bereit sind. Karl von Eichendorff verdanken wir die Bibliographie „Hundert Jahre Eichendorff-Literatur“, die im Jahre 1924 im Verlage Habel in Regensburg herauskam. Es wird eine der nächsten Zukunftsaufgaben sein müssen, diesen wichtigen Schriftenachweis fortzusetzen. Karl von Eichendorff hat bis zu seinem Tode bereits wichtigste Vorarbeiten dazu geleistet. Am besten wird diese Arbeit getan werden können im Anschluß an das deutsche Eichendorffmuseum in Neisse und unter Mitarbeit etwa des Deutschen Instituts der Universität Breslau. In den Aufgabenkreis der Universitäten und auch der Hochschulen für Lehrerbildung dürfte es gehören, junge Wissenschaftler mit Arbeiten über Eichendorff und seinen Kreis zu beauftragen. Forschern und Studierenden wird die Arbeit erleichtert, indem im Eichendorffmuseum in Neisse, das über eine reichhaltige Eichendorffliteratur verfügt, am 150. Geburtstage des Dichters ein Studienzimmer eingerichtet worden ist. Ein neuzeitliches Museum soll ja keine verstaubte Angelegenheit mehr sein, sondern sich in den Dienst der Forschung und Gegenwartsaufgaben stellen.

Bei allen Bemühungen werden Eichendorff-Forschung und auch die volkstümliche Werbung für Eichendorff sich um Spitzenleistungen und klare Selbstbeschränkung bemühen müssen. So ist eine schlecht vorbereitete Eichendorff-Feier, so sind Bemühungen bei der Werbung um Eichendorff mit untauglichen Mitteln der guten Sache mehr abträglich und schädlich als nützlich. Wo aber ernster Wille am Werke ist, kann er der Anteilnahme und Förderung der deutschen Eichendorffstiftung sicher sein. Wer für Eichendorff und sein gutes Werk wirbt, der dient einer guten Aufgabe.

Diese Mahnung sei vor allem an die Kreise in Schlesien gerichtet, die bei der Werbung für Eichendorff noch abseits stehen. Vor einigen Jahren wies ich in einem Vortrag über Eichendorff darauf hin, daß Schlesien gegenüber Eichendorff, einem seiner größten Söhne, viel gutzumachen habe, und meinte, daß unser Dichter, wenn er in einer anderen Landschaft Deutschlands geboren wäre, bereits ganz anders und ganz groß anerkannt wäre. Es ist schon etwas Wahres an der schlesischen Jaghaftigkeit und Passivität der Leistung des eigenen Stammes gegenüber. Mehr Mut und Werbekraft tut not.

Schlesien, der mittlere Eckpfeiler der deutschen Ostfront, hat heute die schöne Aufgabe, mit dem blutsverwandten Sudetendeutschtum zusammen, über einen nur 150 Kilometer breiten tschechischen Korridor hinweg, zum Eckpfeiler Österreich alte und neue Verbindungen zu knüpfen. Schlesien ist Brücke zwischen nord- und süddeutscher Art, zwischen preußischem und österreichischem Wesen. Die österreichisch-schlesischen Gemeinsamkeiten haben eine ihrer schönsten Krönungen in dem Dichterheros unserer Heimat, in Josef von Eichendorff gefunden. Eichendorff hat lange geschwankt,

ob er in preussische oder österreichische Dienste treten sollte, und wurde dann trotz seiner österreichischen Zuneigungen ein pflichttreuer und vorbildlicher preussischer Beamter. Einige Jahre, während seiner Danziger und Königsberger Zeit, diente er dem nördlichen deutschen Eckpfeiler im Osten — Preußen! Als er aber seinen unsterblichen Taugenichts, den deutschen Wanderjüngling, seine Fahrt ins Blaue beginnen läßt und der Taugenichts gefragt wird, wohin er denn eigentlich wolle, da sprudelt es ihm heraus: Nach Wien!

Heute die vielfältigen schlesisch-österreichischen Bindungen liebevoll herausarbeiten, bedeutet nicht, unsere preussische Vergangenheit und Formung verleugnen und aufgeben. Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland und die Worte klein- und großdeutsch haben von nun an nur noch rein geschichtliche Bedeutung. Preussisches und österreichisches Wesen verströmen sich heute freudig im Gesamtdeutschtum und helfen bauen das großdeutsche Reich. Wir Schlesier stehen aber hier in der Mitte und können uns als Brücke bewähren. Ein prächtiges und schönes Vorbild dieser unserer Aufgaben aber ist der großdeutsche Eichendorff, der stammesbewusste Schlesier, in dem Süddeutsches und Norddeutsches sich so glücklich mischte, über dessen Leben der Weckruf steht: „Grüß Dich Deutschland aus Herzensgrund“ und der unserm Volke gehört, soweit die deutsche Junge klingt.

*) Die Anschrift der Deutschen Eichendorffstiftung lautet: Neisse. Die Mitgliedschaft wird gegen einen Jahresmindestbeitrag von 3,— RM. erworben. Der Ladenpreis des Eichendorffjahrbuches des romantischen Almanachs „Aurora“ beträgt 3,— RM. Die Mitglieder erhalten die „Aurora“ kostenfrei.

Achtes Abenteuer

Wie Rübezahl sich freute, daß das Riesengebirge auch seine historischen Tage hatte. Und wie er dazwischen den Preichowitzer Jahrmarkt fetzte.

Diesmal war es ein Tag im August.

Niemals soll Rübezahl so ausgelassen, so kindisch und breitmülig vergnügt, so pfiffig schwenkend und schwankend mit seinen langen Armen und mit den langen Fingern schwippend, so zu Luftsprüngen bereit und außer allem Gleichgewicht gewesen sein, wie in der Zeit, wo das Riesengebirge seinen großen historischen Tag hatte.

Niemals soll er auch sich eitler und richtig in langarmiger Trottelhaftigkeit kopfloser dienstwillig gezeigt haben, wie in den damaligen Augusttagen. Gleichsam als wenn sein heimlichstes Herz nie höher geschlagen.

Es hatten in dem Sommer Heere der Preußen und Russen monatelang bis tief hinein nach Schlessien abwartend gelegen. Und das Heer des Kaisers dehnte sich mit seinen vielen Feldlagern tief nach Böhmen hinein.

Durch alle deutschen Völker ging damals ein ehernes Schüttern.

Es war im August des Jahres 1813.

Allerwärts hielt man den Atem an.

Keins der Völker war einzeln stark genug, den gewaltigen Löwen im Westen, den großen Phantasten, der mit seiner grenzenlosen Staatsidee die Welt durchraute, wieder in seine irdische Enge zurückzutreiben.

Österreich zögerte noch immer, den Kampf zur Befreiung mit den Preußen und Russen gemeinsam zu führen.

Man wartete längst auf die letzte kaiserliche Entscheidung.

Und die war an dem Augusttage endlich gefallen.

Fürst Metternich hatte den kaiserlichen Befehl in Händen, daß jetzt der gemeinsame Kampf für die Freiheit wirklich begönne.

Das war der große Tag für das Riesengebirge gewesen.

Das Riesengebirge sollte das gewaltige Postament sein, von dem aus in dieser Augustnacht die Feuerfanale von

allen Höhen zum Himmel brannten, um den deutschen Völkern die Einigkeit zu verkünden.

In dieser entschlußdurchtobten Nacht wollen viele Leute, auch Studenten, die über das Gebirge zu den Freiheitsfahnen heimelten, den Rübezahl gesehen haben wie einen lustigen Schattenriesen, mit wildem Flatterhaar sich im jauchzenden Wirbel von Flammenherd zu Flammenherd drehen.

Und es scheint auch gar kein Zweifel, daß die kühnen Fanale im nächtlichen Luftkreis von den Tälern aus so mächtige Feuer schienen, als wenn sie von Götteratem hochgetrieben manchmal bis zum Nachtfirmamente auflohten.

*

Das Riesengebirge hat noch einen zweiten historischen Tag. Der war elf Jahre später. 1824.

Es war auch ein Tag im August.

Der zweite historische Tag kam nur wie ein leises Abendwehen.

Aber er war nicht weniger deshalb nach Rübezahls Herzen. So daß er dabei die Koppe wie einen Feuerberg brennen ließ.

Aber wir wollen erst erzählen, was diesem Tag alles vorherging.

Die neuen Blütenlichter über Tannen und Fichten waren längst grün geworden. Die neuen Zapfen allenthalben schon geschwollen. Und der Wald duftete reich unter der heißen Augustsonne. Zwei Studenten der Theologie schritten die Paßstraße von Schreibethau in der Waldkühle auf Böhmen zu.

Der beiden Blut hatte mit den sonnendurchringelten Flußwellen und mit den munteren Waldschatten und Goldlichtern gehüpft.





SCHLOSS CARLSRUHE + AUFN. KARL FRANZ KLOSE





SCHROTHOLZKIRCHE KLOSTERBRÜCK + AUFN. KARL FRANZ KLOSE

Sie genossen die Losgebundenheit der ersten Ferientage. Und nun wanderten sie fröhlich singend und schauend in die Wiesenansiedlung Neuwelts hinein, deren graue und karierte Holzhäuschen im grünsten Grün der Gräser lagen.

Die alten Schornsteine aus den Glashüttenkolossen schickten ihren dicken Rauch in den tiefblauen Augusthimmel.

Junge Mütter im warmen Goldschein saßen auf den Türschwelen, Strümpfe strickend.

Die kleinen Kinder lärmten und schrien um die Häuser.

Sie sahen auch bewußte Glasmacher am Tore der Hütten mit Kaffeetöpfchen im Schatten stehen und ihre Vesperstunde genießen.

Und obzwar die beiden Wanderer wie lustige Blätter waren, die sich gerne vom Winde treiben lassen, hatten sie doch einen alten zerlumpten Bettelmann am Wege gefragt, wie sie am besten in die Berge weiter kämen.

Der staubgraue Lumpenkerl, der auch eine Art Torwächter an einem Hütteneingang schien, hatte ihnen pfiffig geraten, über Wurzelzdorf nach Prezichowitz weiter zu wandern, weil dort oben grade ein schöner böhmischer Jahrmakkt wäre.

Die beiden, Gustav Reichardt und sein Freund, waren Studenten der Universität Greifswald. Waren Lieblings-schüler eines berühmten, dortigen Gotteslehrers. Junge, heiße Herzen. Jetzt noch mehr mitten im weiten Wald und Gebirge des Schwärmens voll. Beide mit einer Kehle voll Wohlklang. Gustav Reichardt auch mit einer Seele voll Melodien.

So wanderten sie mit Singen und mit Schauen noch eine Weile am flusse weiter. Waren lange einen Waldweg unter Hochstämmen schroff bergan geschritten. Und traten endlich aus dem kühlen Waldschatten wieder ins freie.

Da glänzten in weit sich dehnender, hügeliger Kunde allenthalben im hellsten Sommerlichte Dörfchen und Ansiedlungen nahe und fern und ferner bis in die entferntesten Höhen so schön und wellig getürmt wie die heiligen Stätten von Samaria und Galiläa.

Denn sie waren Theologiestudenten und sahen in aller Welt voll Wonne immer auch ein Stück der heiligen Geschichte schimmern.

Dort standen sie lange. Besahen sich immer wieder neu diese unerhört leuchtende, unvergleichliche Erdenwelt, die ihnen noch von keiner Stelle im Gebirge so selig verheißend vor Augen gelegen.

Lachten in alle Sonnenfernen.

Rühmten Gottes Schöpfung.

Wurden im Anschauen stumm.

Schritten dann weiter mit frei erhobenen Köpfen, als wenn sie von den glücklichsten Gefühlen flügel hätten.

Und rühmten und priesen neu die fernen, blauen Hügel, daran Menschen wie an Ölbaumhängen zu wohnen und auch nur zum Lobe Gottes zu leben schienen.

Da fuhr an ihnen vorbei auf der Straße zum Jahrmakkt ein sonderbarer Planwagen mit einer ungeheuer großen, tiefblauen Plane.

Der Wagen selber so blitzblank und blau gestrichen, als wäre er eben erst aus der Wagnerei und vom Anstreicher gekommen. Und der Wagen innen so geräumig, daß man hätte darin tanzen können.

Troßdem war nur eine einzige, klapperdürre Isabelle davorgespannt, die mit tollem Galopp an ihnen vorbeitrollte und tatterte, als wenn der alte Handelsmann sich verspätet hätte oder gar etwas auf dem Jahrmakkt verpassen könnte.

Dabei klang das muntere Geschrei des alten Fudelkopfes, der langarmig und ausgelassen die Peitsche schwang, so anfeuernd, daß auch sie ihre Schritte noch beschleunigten.

So liefen die beiden Wanderfreunde eiliger nun dem Jahrmakkt zu, der schon am Hange nahe mit Fahnen und Wimpeln flatterte.

Und bald waren die beiden Studenten wie zwei hohe Mannesengel, die eine Friedensmission mit sich trügen, unter den Jahrmakktseuten erschienen.

Der Jahrmakkt wimmelte von Hunderten bunter, sonnergetöteter Bauersleute.

Die jungen Burschen trugen Federsträußchen an der Mütze. hatten windige Laune in den Augen blinken. Und die Mädchen gingen mit bunten Sträußchen am Mieder.

Da waren allerhand Verkaufsbuden aufgeschlagen.

Die ganze Dorfstraße entlang bis zu dem großen Wirtshause hin mußte man sich durch geschmücktes Menschenvolk drängen.

Vor und hinter den Verkaufsbuden, die lärmend umlagert waren, standen die alten Handelswagen, die Porzellan und Glaswaren, Steinwaren und allerhand Heilmittel, Kräuter und Salben, auch Zucker- und Backwaren, Leinenzeug und Tuchzeug, Mützen und Hüte, Spielwaren und Schnarrteufel, Uhren im Glase und Teufelchen in der Flasche herzugefahren.

Ausrufer machten ihre rostigen Kehlen noch rauher mit ihrem Geschrei.

Bunte böhmische Tücher und Fähnchen wehten überall.

Und um die Wurstkessel und Bierfässer standen Gruppen, Brot und Fleisch in Händen. Oder die buntbäuerlichen, flüggen Mädchen an Zuckerkringeln knabbernd.

Ganze Reihen, breit wie die Straße, kamen lachend und lärmend einher, daß die einzelnen Fußgänger ausweichen mußten. Und die halbwüchsigen Burschen klumpten sich, schrille Pfiffe aus ihren erhitzten, bedrohlichen Mienen ausstoßend und nach Raube lüstern.

Übrigens hatte auch der tolle Alte längst eine blißblank blaue, mächtige Bude aufgeschlagen.

Auch er brüllte schon seine Schätze aus.

Die klapperdürre Isabelle benagte hinten den Planwagen. Und viele Jungen standen bereits und höhnten.

Das Pferd sah wirklich jämmerlich aus.

Aber es warf Blicke wie ein verrückter, jähzorniger Mensch. Sobald man sich ihm nur frech nahen wollte. Schlag aus, als wenn sich jedes Hinterbein in einem Augenblicke um drei Meter verlängern könnte.

Und der alte Hudelkopf achtete dessen gar nicht, brüllte nur immer seine weisen Sprüche:

„Jserin . . . Jserin . . . das wird euch Gefindel sehen helfen . . . denn ihr denkt auch, lieber nur für den Bauch sorgen . . . durch Auge und Ohr geht bessere Speise als durchs Maul . . . das werdet ihr freilich nie begreifen . . . deshalb bleibt die Welt eben voll Gefindel!“

Solche Sätze brüllte der Alte.

Und die Bauersleute alle, und noch schlimmer die Dorfjungen, schrien höhrend dazwischen.

Alles lief herzu.

Aber erst, wie Reichardt und sein Freund auch lachend unter die Zuhörer traten, begann heimlich der Unfrieden, zu dem der alte Isabellenkutscher unter der tiefblauen Plane offenbar noch rechtzeitig hatte zur Stelle sein wollen.

Nämlich der Alte wandte sich jetzt sofort nur an die beiden Studenten, die er damit immer näher an sich heranzog. Und denen er schließlich grinsend und pfißig immer nur alle Dinge und Steine ausdrücklich dicht vor die Nase hielt, damit es die anderen womöglich gar nicht zu sehen bekamen.

Und wenn sich die Dorfburschen mit dem Ellenbogen doch herandrängen wollten, puffte er sie, als wenn die beiden fremden Wandersleute etwas Extraes wären, einfach beiseite.

Da wurde der Janhagel natürlich immer frecher.

Der alte Hudelkopf betrachtete am Ende die Studenten richtig mit breitmäuligen Liebesblicken. Und die drängenden und johlenden und frechtempelnden Leute ringsum sah er mit solcher gemeinen Verachtung an, als wenn er ihnen gleich „Gefindel“ und „Diehkerl“ und allerhand niedrige Namen in die Augen und an den Kopf würfe.

So fing der ganze Jahrmarkt an, immer toller zu schäumen. Man hatte sich längst hinter dem Rücken der Studenten zu schaffen gemacht.

Man fing an, vereinzelt loszubrüllen.

Ein Junge rief: „Das sein sanfte heilige!“

Andere brüllten in die Lüfte: „Laffen . . . Preißenlassen!“

Andere schrien: „Sanfte heilige aus der Fremde!“

Andere brüllten lachend: „Nein doch . . . das sind preißische Erzengel!“

Man hatte den beiden Papp-Plakate an den Rücken gezwackt.

Es stand mit großen Buchstaben darauf geschrieben: „Preißische Erzengel!“

Nun merkten sie plötzlich, daß sie genarrt wurden.

Aber da kam es auch gleich derber.

Eine Rotte von halbwüchsigen Jungen, einer fest in den anderen gehenkelt, kam mit Gejohl gegen sie heran. Die äußersten reckten die Ellenbogen wie Henkelkrüge. Hin und her schwankend stürmten sie an und versuchten die beiden Freunde rüde in ihren Kreis hineinzuziehen.

Die beiden waren natürlich ziemlich erschrocken. Und lachten doch noch immer. Weil sie zu einer Balgerei in der hellen Sommersonne auf der vollbesetzten Jahrmarktstraße durchaus nicht gestimmt waren.

Wenn nur überhaupt noch ein paar Augenblicke Zeit zur Befinnung übrig gewesen.

Man hatte den beiden schon unversehens einen Zünder vor die Füße geworfen.

Sie mußten rasch beiseite springen.

Und während sie an den Zaun eines Bauerngartens heransprangen, warf ihnen ein langer, halbetrunkener, aufgepußter Kuhknecht eine Hand voll Mehl dicht vor die Augen.

Das alles ging gleich so wirt durcheinander, daß die Studenten nur noch rasch ihre Wanderstecken fest umgreifen konnten.

Und doch hielten sie die Stecken wieder einen Augenblick nur hoch. Noch immer gute Miene zum bösen Spiel machend.

Freilich jetzt mächtig gespannt und scharf nach allen Seiten beobachtend.

Aber da schrien schon alle möglichen Jahrmarktläufer und sträußchengeschmückte Bengel. Und auch alte, faumselige, vertrottelte Kunzelschädel schrien wild durcheinander.

Da flogen auch schon Stücke fauler Holzreste, die ein dummer Junge von einem Lattenzaune abgerissen hatte. Da hatte der Freund gleich auch losgeschlagen.

Aber Reichardt hatte eine wahre Trompetenstimme erhoben. Er hatte in die Volksmenge laut und feierlich hinein geredet, wie ein sanfter Pfarrer.

Er hatte gesagt, daß sie friedliche Wandersleute wären. Daß sie ins Gebirge aufsteigen, aber vorher die herrliche Welt um Przichowiß hätten mit eigenen Augen besehen wollen. Und daß sie diese Welt so überaus herrlich gefunden hätten wie die heiligen Hügel im gelobten Lande. Jung und alt, Männer und Frauenzimmer, gepuht und bewimpelt, piffen und schnarrten und johlten nur.

Die Burschen machten ein Schrillen, daß man dachte, der tollste Sturm piffe auf Eisenpfeifen.

Die Worte, die Reichardt mit freiem, furchtlosem Tone noch erzählen wollte, ertranken in sinnlosem Getöse.

Und man begann längst mit Fäusten und Knüppeln ineinander einzuhauen.

Es war auch schon auf Reichardts Arm ein derartig harter Schlag gefallen, daß er hätte sofort müssen aus der Balance kommen, wenn er nicht im selben Augenblicke an den heiligen Georg mit dem Drachen gedacht und mit dem linken Arme jetzt einen Burschen richtig unter seine Knie gestoßen.

Und auch der Freund, der noch handfester wie Reichardt war, wäre in diesem Handgemenge beinahe mit dem Kopfe zuunterst gekommen, wenn er nicht in diesem Augenblicke das eine Bein seines Gegners gewaltsam niedergezogen und den grünrot bebüschelten, gelbzähnigen Bauernknecht jach in die wütende Menge hineingeschleudert hätte.

Aber da war ein Wunder gekommen.

Reichardt hat die Geschichte später oft erzählen müssen. Die alte, blitzblank-blaue Steinschneiderrube war mit der klapperdürren Isabelle im Vorspann jach unter Krachen in die Lüfte gegangen und richtig wie in flatternden Feh'n zerflädert.

In diesem Augenblicke hupften und watschelten über die Wiese auch schon fünf große Dreschflegel her.

Die Dreschflegel hatten etwa zwanzig Schritt vom Wege an einer alten Scheunenwand gehangen.

Diese fünf Dreschflegel schlurten und schlüpfen wie kurzbeinige Krokodile immer näher.

Einzelne Burschen, die am äußersten Ende der kämpfenden durcheinanderstürzten und dieses unheimliche Ereignis mit Augen sahen, wurden fast starr vor Staunen und Schrecken.

Die Dreschflegel hüpfen ungestört auf diese mühsame Weise bis auf den Jahrmarkt heran.

Dort fingen sie an, sich von selber etwa so hoch wie ein Mensch aufzurichten.

Da kam in das Wirrsal des Jahrmarktes ein richtiger panischer Schrecken.

Denn jetzt begannen die Dreschflegel, wie von Menschenarmen durch die Lüfte geschwungen, wild und rücksichtslos in das kämpfende Gesindel hineinzuschlagen.

Die tollsten Rädelsführer flohen plötzlich mit gestäubten Haaren.

Aber einer der Dreschflegel und dann ein zweiter hoben sich ihnen nach, wie vertrackte flügelwesen in den Lüften surrend.

Unterdesen die anderen an alle Ecken und Enden des Jahrmarktes weitergaukelten und schwankten, richtig wie Pinguine.

Und so kreuz und quer in die Runde hauend, segten sie die wirrseligen Knäuel, als Reichardt und sein Freund sich längst aus dem Staube gemacht und nur noch manchmal von ferne staunend und lachend auf den zerfläudernden Jahrmarktsplunder zurückgesehen.

*

Das war der Jahrmarkt von Przichowiß.

Den haben die beiden Freunde in gutem Andenken behalten.

Auch wie sie auf der freien Kammhöhe neu ihre alte Wanderlust fühlten.

Dann erst waren sie tagelang unbehelligt den Kamm entlang gezogen. Allenthalben freundlich begrüßt von den Baudenleuten. Oder von einem einsamen Wandersmann, wie ihnen in der verspäteten Jahreszeit damals selten einer entgegenkam.

Die Welt, tief und fern, schwoh ihnen neu zu Herzen, je höher die Felsköpfe von leisem Winde umwogt lagen, die Bergrücken sich hindehnten und alle Menschenwohnungen in den Tälern unten in Dunst versanken.

Erst am dritten Tage ihrer Wanderung stapften sie dem Koppckenkegel zu.

Das einsame, flechtengelbe Steingetrümmer liegt hochgehalten in den Himmel.

Loose Nebel wehten und zerwehten über den steilen, steinigen Zickzackweg.

Eine lockende Kühle kam nach heißer Wanderung froh gefahren, die den leuchtenden Geröllhang auf und den leuchtenden Geröllhang hinunterhuschte.

Die einsame, beglänzte Kapelle ragte über ihnen.

Der ganze Berg lag in einem zarten Rosenglanz.

Ein schier liebliches Geflüster herrschte allenthalben in den Lüften und umflatterte ihre Ohren wie ein ferner Sonnengefang.

Keiner von beiden konnte ein Wort aus der Kehle bringen, als sie endlich über die letzten Felsstufen auf die höchste, östliche, deutsche Landeswacht anstiegen.

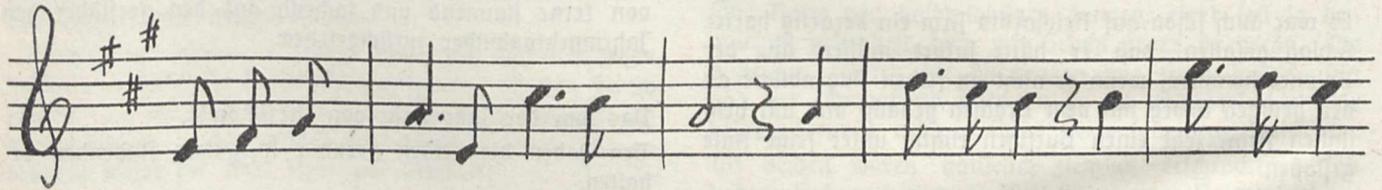
Alles um sie schien Licht und Wohlklang.

Da haben sie ewig schweigend gestanden.

Da haben sie die Sonne und die ferne Welt und dazwischen den kleinen Klang des Steinpiepers über dem Flechtengetrümmer lange einsam tönen hören.

Wie traumwandelnd und selber mit heimlich singenden Sinnen.

Haben auch noch lange schweigend in der kleinen Kuppelkapelle gestanden, indessen Gustav Reichardt auf die leere Rückseite eines Briefes hastig diese Noten niederschrieb:



Und haben dann das frische Notenblättchen vor den Augen mit jungen, frohen Stimmen in die kleine Kuppelwölbung hoch und durch die offene Tür in die Berglüste die alten Antwortworte in der neuen, eigenen Weise hinausgesungen:

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland, ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möwe zieht?
O nein! Nein! Nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Bayerland, ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Kind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen redet?
O nein! Nein! Nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommernland, Westfalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein! Nein! Nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Soweit die deutsche Junge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt.
Das soll es sein!
Das große Deutschland soll es sein!"

Und Rübezahl?

Der saß unterdessen wie ein gewaltiger Flechtenblock gegen den Himmel und die sinkende Sonne, und hat urtrotzig wie ein Denker der Welt, der im höchsten Luftkreise atmet, dem Liede zugehört.

Und hat dazu seine Wunder spielen lassen.

Denn an diesem späten Augustabend haben die Leute in Böhmen und in Schlesien gleichermaßen, und wo immer

man in der Ferne die Koppe ragen sah, gewähnt, als wäre der Koppenkegel von diesem Liede in lebendigen Brand geraten. So daß er von tausendfach flammender Lohe umgeben im lichtesten Feuer gen Himmel brannte.

Und es hat allen in den Tälern dabei heimlich in Ohren und Herzen geklungen, als wenn aus den höchsten Lüften her die kühnen Worte mit Windgeflatter herniederflögen:

„Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh darein
Und gib uns rechten deutschen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das große Deutschland soll es sein!"

*

Das war der zweite historische Tag des Riesengebirges. Das war eine kleine einsame Feier, als aus den Seelen und Kehlen der beiden Studenten, als käme es aus der Seele des ganzen deutschen Volkes, der alte Vaterlandswunsch in hellem Gesange ausfuhr:

„Das große Deutschland soll es sein!"

Und wer Zeit und Raum vergißt, sieht die beiden jungen Wanderer dort oben singend ragen, wenn der Koppenkegel von Goldwolken umgeben im Abendlicht glüht.

Zu Carl Hauptmanns 80. Geburtstag

V O N J O H A N N A N E H L E R T

Vier Jahre vor seinem Bruder Gerhart — am 11. Mai 1858 — wurde Carl Hauptmann in der alten Preussischen Krone zu Salzbrunn geboren. Die ursprüngliche Verbundenheit der Brüder, genährt aus gleicher Herkunft und Erziehung, und vor allem der unlöslichen Verwurzelung in der schlesischen Heimat, vertiefte sich in den gemeinsamen Gymnasialjahren am Breslauer Zwinger und der Studienzeit in Jena. Ihre innere Verwandtschaft verleitete immer wieder dazu, das Lebenswerk beider abwägend einander gegenüberzustellen. Und doch sind die Gründe ihres Wesens, die Kräfte ihres Wirkens so verschieden, daß sie sich ernsthaft nicht vergleichen lassen. Carl Hauptmann selbst gestand einmal: „So leben wir nebeneinander, wissen, daß wir uns in tiefster Seele verwandt und im innersten Lebensgefühl verbunden sind, und können nicht zueinander.“ Schon ihre Ausgangspunkte waren verschieden: Wie Gerhart den Weg zur Dichtung über die bildende Kunst erreichte, so gelangte Carl langsamer von den Naturwissenschaften zum gleichen Ziel. Seine beiden rein materialistisch-mechanistisch eingestellten Schriften aus der Jenaer und Züricher Studienzeit von 1880—1893 sind Zeugnisse seines ernsthaften Willens zur Wissenschaft. Beide Werke entstanden, wie er selbst einmal bekannte, aus einem „wahren Heißhunger, den Wesenskern und Sinn unseres Lebens zu schmecken“. In der reinen Wissenschaft aber, in der „die Welt uns immer wieder zum Rätsel wird“, fand dieser Erkenntnisdrang keine Befriedigung. „Denkend kannst du nie das Rätsel des Menschenlebens erschöpfen wollen. Der Sinn des Lebens kann nicht gedacht, er kann nur mit ganzem Leben erlebt sein.“ Und so vollzog sich langsam die Abkehr von der Überschätzung materialistischer und rationaler Kräfte. Er wurde Sucher nach dem Irrationalen, vom Wissenschaftler zum Künstler, vom Forscher zum Bildner, vom Denker zum Dichter. „Ich fahnde allenthalben nach Seele“ — dieses Wort steht von seiner inneren Wandlung an als Grundgesetz über seinem Schaffen. Doch wahrte er in seinem

Lebenswerk zwei Grundzüge seiner naturwissenschaftlichen Studien: die scharfe Beobachtung und Wiedergabe des Greifbaren in der Natur und das Streben, tief in das Wesen der Dinge einzudringen, ihr Dasein zu klären. Ein Grübler, den die Rätsel des Lebens zu leidenschaftlicher Vertiefung lockten, blieb er auch nach der Abkehr von der Wissenschaft in seiner Kunst.

Bereits in die Züricher Studienjahre fielen die ersten dichterischen Versuche; zu voller Auswirkung aber kamen seine künstlerischen Kräfte erst nach seiner Übersiedlung in die Heimat (1890). In dem alten schönen Bauernhaus in Schreiberhau, das der Vater Robert Hauptmann 1890 für beide Brüder ausbauen ließ, am Fuße der weitgedehnten Riesengebirgskette, schrieb auch Gerhart eine Reihe seiner bedeutendsten Werke. Er verließ es bereits 1892 wieder. Carl jedoch unterbrach seinen dreißigjährigen Aufenthalt in der wiedergewonnenen Heimat bis zu seinem Tod am 4. Februar 1921 nur durch gelegentliche Reisen; im Arbeitszimmer, das von den alten Bäumen des weiten Gartens verdunkelt wird, entstand — meist in den frühen Stunden des grauenden Morgens — die stattliche Anzahl seiner dichterischen Werke. So leicht der ruhige Ablauf seines äußeren Lebensganges zu umreißen ist, so schwierig erscheint es, im Lebenswerk dieses dichtenden Grüblers eine klare, einheitliche Linie herauszustellen. Wie mannigfaltig die Triebkräfte seines dichterischen Schaffens waren, bezeugt die Sammlung „Aus meinem Tagebuch“ (1906); neben wertvollen Bekenntnissen über Lebenshaltung und Kunstanschauung umfaßt sie den größten Teil seiner Gedichte, in ihrer farbigen Vielfalt und Tiefe Kostbarkeiten der lyrischen Tradition Schlesiens.

Immer wieder scheint in diesem Band, dessen Register zwischen zarter Naturempfindung und grübelndem Gottsuchertum spielen ein Grundmotiv aufzuklingen, das er selbst in die kurze Formel bannte: „Erde halb — und halb auch Träume.“ Die Spannung zwischen Erdgebundenheit und seelischer Gelöstheit scheint e i n e n wesentlichen Grund-

zug seines Menschentums und seiner künstlerischen Haltung, einen gestaltgebenden Gedanken seines Lebenswerkes zu bilden. Erdgeboren und zugleich frei aufstrebend, naturnah und doch dem Übernatürlichen hingegeben, mit wachem Blick der Verschleierung des Traumes geneigt — so ging er durchs Leben und durch die Kunst der Jahrhundertwende. Seine bedeutendsten Werke erscheinen als Marksteine in der Entwicklung aus dem Bann der Erde zur aufstrebenden Freiheit der Idee.

Für sein erstes erfolgreiches Bühnenstück „Ephraims Breite“ galt noch uneingeschränkt sein Wort: „Man muß die Dinge erdig nehmen.“ Lebensnähe des Geschehens, Erdgebundenheit der Charaktere — das sind die Züge seines schlesischen Heimatdramas, die seine Zeitgenossen dazu verleiteten, Carl Hauptmann als Naturalisten zu bezeichnen. Er selbst verurteilte im „Tagebuch“ mit harten Worten den „sozialen Oberflächenmenschen, das Machwerk des Milieus“ in Jolas Kunst und brach den Stab über die Geistesrichtung des Naturalismus. Schon in diesem ersten Werk war ihm das Milieu „nur noch ein Piedestal, auf dem sich die Tragödie der Menschenseele aufrichtet“. Naturalistisch war nur die Form, nicht Inhalt und Wesen des Dramas; der Dichter selbst war dem Naturalismus bereits entwachsen, als er das Werk mit naturalistischen Mitteln schuf. Die Fähigkeit aber, seinen Gestalten Erdnähe, der Handlung und dem Milieu Lebenswahrheit zu verleihen, blieb ihm ein unverlierbarer Besitz. Sie trieb ihn zur Gestaltung späterer Heimatdramen: der „Langen Jule“ und der machtvollen „Austreibung“, deren naturalistische Charakterzeichnung und Linienführung in den hemmenden Bann jambischer Versform geschlagen ist. Auch in der Reihe seiner Novellenbände „Aus Hütten am Ränge“ (1902), „Nächte“ und „Landstreicher“ (1912), „Schicksale“ (1914) gab er, wie in den Heimatdramen, unübertreffliche Bilder der schlesischen Bergwelt und ihrer Menschen. Auch hier erhob der Sucher nach dem Irrationalen und Kündler der Seele sich über den Naturalismus: Die Gestalten dieser Erzählungen sind wie die Heldin des Romans aus dem Leben einer armen Frau, „Mathilde“ (1902), geadelt durch die „Tüchtigkeit der Seele“ und die Größe im Leiden; es sind Menschen, die keine Macht von außen zerbricht, in deren Persönlichkeiten die Überwindung von Umwelt und Schicksal begründet liegt. Darüber hinaus aber griff er in den Novellenbänden wie in seiner Lyrik auch ins Übersinnliche, in Probleme der Kunst, des Todes und der Ewigkeit. Und so ersteht aus diesen kurzen Erzählungen eine Welt, die im Zusammenklang von Natur und Übernatur, von Sinnhaftigkeit und Erdentrübsheit — der Welt in Gerharts „Emanuel Quint“ innerlichst verwandt — unmittelbar schlesisch anmutet.

Zwei Jahre nach der Entstehung von „Ephraims Breite“ ist — wie Hauptmann dem Freunde Moderohn berichtet — eine „ganz kühne und losgelöste Dichtung im Werden“: die „Bergschmiede“ (1902), das Drama der faustisch ringenden Persönlichkeit, eine erste Lösung aus der Erden schwere des Heimatdramas und erste Stufe aufwärts zur Ideendichtung. Im Kampf zwischen erdentwachsener Leidenschaft und frei aufstrebender Geistigkeit dringt der Bergschmied einen Schritt aufwärts „in das goldene Licht“, und seinem titanischen Ringen wird Erlösung verheißen. Die Lösung des Konflikts wird in nebelhafte ferne verschoben, in seiner dramatischen Dichtung selbst gab der Dichter nur den Kampf zwischen Leidenschaft und Idee. Aber dieses erste klare Bekenntnis zu seinem innersten Wesen, zu seiner Doppelnatur „Erde halb — und halb auch Träume“ brachte ihm die Anerkennung der Öffentlichkeit, die Auszeichnung mit dem Volksschillerpreis.

Trug schon der Bergschmied Züge des Dichters selbst, so erstand aus seinem Künstlerroman „Einhart, der Lächler“ ein vollkommenes Bild seines innersten Wesens, gezeichnet aus der Tiefe geläuterten Mannestums. In diesem persönlichsten Bekenntnis seines Menschen- und Künstlertums fließen die beiden Pole seines Wesens zu völliger Ausgeglichenheit ineinander. Dem Bergschmied verklang noch ungehört die Mahnung: „Du bist ein Bettler vor der eignen Tür, wenn du dem armen Wissen nur vertraust! Nicht wieder schaust! Mit ganzer Seele schaust!“ Der Maler Einhart ist ein solcher Schauender, in dessen Wesen zur Einheit wird, was in Hauptmanns anderen Gestalten Gegensätzlichkeit bedeutete: Naturgebundenheit und seelisches Aufstreben, Traum und Leben. Einhart ist kein laut Begeisterter, sondern ein still Träumender, kein enttäuscht Verbitterter, sondern ein lächelnd Verzichtender. Er baut arbeitend und träumend Brücken zwischen den Gegenständen der Welt; er „fängt aus der grau-in-grauen Welt Helligkeit, Licht und Sonne“ und kann als Siegreicher auf die Harmonie seines „schauend gelebten Lebens“ zurückblicken. Wie die Seele dieses lächelnden Gütigen Züge Hauptmannschen Wesens trägt, so können auch Einharts Gedanken über Kunst und Künstler über dem Schaffen des Dichters selbst stehen: „Der Künstler verleiht aus eigener Schöpferfreude dieser Welt Gestalt und Glanz . . . macht aus diesem zutraulichen Gang zu den Menschen und Dingen dieser einen, weiten Sonnenerdwelt die Fremde der Erdentage vergessen“.

Im Streben, die Wirklichkeit zu verklären, einen Zusammenklang von Leben und Traum zu schaffen, wurzelt ein weiteres Meisterwerk dieser Schaffensperiode: „Die armseligen Besenbinder“ (1913). In der zerfallenden Bretterhütte eines abgelegenen Riesengebirgsdorfes verwebt sich die rauhe, grausame Wirklichkeit des erbärm-

lichen Besenbinderdaseins mit der Erdentrücktheit tröstender Träume zu einem zauberhaften Dämmerlicht. Wie Gerhart Hauptmanns Glashütten-Märchen „Und Pippa tanzt“, ist auch Carls „Altes Märchen“ in seiner Verbindung von Glanz und Elend, von Greifbarem und Übersinnlichem ein Spiegel schlesischen Wesens. Als Carl Hauptmann zwei Jahre später sein „Rübezahlbuch“ dichtete und zum letztenmal vor dem Beginn einer neuen Schaffensperiode Kraft und Ursprünglichkeit aus den heimatischen Bergen schöpfte, erfüllte er noch einmal mit dem Spürsinn des Dichters den Geist seines Landes. Rübezahl, der in den unzähligen Sagen des Riesengebirges als freier Geist aus einer anderen Welt mit den Menschen sein Spiel treibt, ist für Carl Hauptmann die Seele der Bergnatur; Naturgewalt und Stimmungszauber, greifbare und übersinnliche Welt fließen in Rübezahls Wesen ineinander. Wie seine „Register zwischen dem unheimlichsten, göttlichen Dämon und dem schmählichsten Laufsekerl spielen“, so leuchten Naturbilder auf: vom „zarten, mit Apfelblütenhauchen reich getränkten Frühlingmorgen“ bis zur sturmdurchtobten Winternacht, in der Rübezahl die drei kleinen erfrierenden Sternfingerbuben unter seligen Weihnachtsträumen in sein Geisterreich holt. Die neun Abenteuer des Rübezahlbuches sind Kunstmärchen, die an Fülle der Phantasie, Lebenskraft der Gestalten, Farbenpracht der Stimmungen unvergleichlich bleiben.

Die Schaffensperiode von 1905—1915 brachte in drei großen vollkommenen Werken den Ausgleich zwischen Erdgebundenheit und seelischer Gelöstheit. Neben ihnen müssen die anderen Werke dieser Jahre — auch die umfassenden Bühnendichtungen historischen Inhalts, „Moses“ und „Napoleon“, zurückstehen. Schon in die ausgeglichene Welt seiner beiden letzten Heimatdichtungen aber wehte ein neuer starker Klang: Eine gewaltige Zukunft warf ihren Schatten voraus in die empfängliche Künstlerseele, und so entstand 1913 aus visionärer Schau das Tedeum „Krieg“. Krieg — das war für Carl Hauptmann keine politische oder wirtschaftliche Auseinandersetzung, kein Ringen um Macht oder Ehre, sondern eine eherne moralische Notwendigkeit; ein Werkzeug Gottes, des „großen Brandstifters“, der in lodern den Flammen die Welt zu neuer Größe zusammenschweißt. Als eine gewaltige weltenzererschlagende und zugleich weltenbauende Idee gestaltete der Dichter den Krieg; ihre Träger im Tedeum stammen aus einer jenseitigen mythischen Welt. So wurde dieses Werk ein Mythos von erschütternder Kraft. Aus der Quelle inneren Schauens stiegen zwei weitere Werke auf, „im freien Spiel der Einbildung die Rätsellage des sieghaften Kriegsführerschlüssels zu einem menschlichen Ende träumend“. So entstand die Legende vom „Abtünigen Jaren“, der die eigene Mörderhand an den

Kreuzschaft nagelt und vor dem Akt höchster Entfagung die Menschheit auf die Knie zwingt. Die Bande der erdhaftefestgefügt Form, die in der Jarenlegende noch gewahrt blieben, zersprengte die Romandichtung „Tantaliden“, ein Traum von letzter Überwindung, äußerster Vollkommenheit, aus der Fülle innerer Gesichte gestaltet. „Extrage Haß und erwidere Güte“ — das ist das Evangelium, dem sich der gestürzte Kaiser opfert: „ein Sünder für alle — eine Sühne für alle“.

Als letzte Antwort auf die Frage nach dem Rätsel des Daseins und zugleich tiefstes Eindringen in die Geheimnisse der Seele erscheint die Trilogie „Die goldenen Straßen“ (1918). Die goldene Straße — das ist der Weg aufwärts zu äußerster Freiheit und Vollkommenheit der Menschenseele im Leben. Drei verschiedene Wege beschreiten die Hauptgestalten der Trilogie. Zwei von ihnen, der Denker Tobias Buntschuh und der Gaukler Lionel Mander, suchen das höchste Ziel im Irdischen und verfehlen die goldene Straße. Der Künstler aber, „der große Musiker, dem die Brust von Tönen schwillt, der sich innerlich ausströmt in erlösenden Gewalten“, findet den Weg von der Erde zum Himmel, wirft alle Erdhaftigkeit ab und ist „mitten im Chaos die schaffende Seele“.

So klingt Carl Hauptmanns Lebenswerk aus in eine Herrlichung reiner Erlösung und letzter Freiheit der gestaltenden Seele. Von der erdhafte Heimatdichtung seiner Frühzeit gelangte er zur Entrücktheit übersinnlicher Ideen-dichtung der späteren Jahre. Aber so wenig seine frühen Werke dem Naturalismus zuzurechnen sind, so unberechtigt wäre es, seine späte Dichtung in den Expressionismus einzuordnen. Die aufs höchste gesteigerte Betonung des Seelischen und der Idee, die gelöste Form seines Spätwerks ist Ergebnis der folgerichtigen Entwicklung seines Wesens, unabhängig von jeder Zeitströmung. In Gehalt und Form ist er durchaus eigenwillig, nur aus sich selbst bestimmt, in keine der herrschenden Geistesrichtungen einzupassen. Unbestreitbar ist Carl Hauptmann einer der hervorragendsten Träger schlesischer Kultur und Kündler schlesischen Wesens. Wie sonst nur seinem Bruder Gerhart gelang es ihm, der schlesischen Landschaft ihren Geist abzulauschen und abzurufen und — allen erkennbar — im Werk wiederzuspiegeln. Freilich, sein Werk ist spröde und erschließt sich auch dem willigen Beschauer schwer. Er sagte selbst von sich: „Ich bin ein graues, ödes Steinhaus — nur drinnen liegt verschlossen eine lichte Wundergrotte.“ Und ebenso trifft auf ihn zu, was Gerhart in „Promethidenlos“ sagt:

„Ich fordere von eurer Lieb und Huld,
Daß sie mit meines Stromes Welle schwimme
Durch regellose Ufer mit Geduld.“

Sudetendeutsche Kulturtagung in Breslau

Im Rahmen des Grenzdeutschen Kulturaustausches finden vom 31. Mai bis 4. Juni Sudetendeutsche Kulturtagung in Breslau statt. Auf dem Programm stehen eine Festaufführung des Schauspiels „Gregor und Heinrich“ von Kolbenheyer, die Erstaufführung der komischen Oper „Die Kleinstädter“ von Theodor Weidl-Prag, ein großes Konzert mit Werken sudetendeutscher Komponisten, Lesungen und Vorträge sudetendeutscher Dichter und Wissenschaftler und die Eröffnung der großen Sudetendeutschen Kunstausstellung. Die Kunstausstellung läuft vom 4. Juni bis 4. Juli. Näheres im nächsten Heft.

Die Coseler Jahresversammlung der Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde am 3. und 4. April 1938

Das gemeinsame Erlebnis der Abstimmungszeit und die mannigfachen Aufgaben, die in ihr erwachsen, haben in Oberschlesien schon zeitig zu einem Zusammenschluß aller in der Heimatkundforschung tätigen Kräfte geführt, wie er in solcher Geschlossenheit und Leistungsfähigkeit den anderen Teilen unserer Provinz noch heute fehlt. Diese „Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde“ steht seit Jahren unter der tatkräftigen Leitung von Schulrat Karl Sczodrok-Oppeln, besitzt an der von ihm herausgegebenen Monatschrift „Der Oberschlesier“ ein gediegenes Organ zu regelmäßigem Gedankenaustausch und in dem gleichfalls von ihm geschaffenen Amt für oberschlesische Landeskunde eine wertvolle Beratungsstelle. Jeweils zu Frühjahrbeginn gibt eine Jahresversammlung Gelegenheit zur Rückschau auf die geleistete Arbeit und zu fördernder Aussprache über die Aufgaben, die das kommende Jahr bringen wird.

So bot auch das diesmalige Jahrestreffen wieder ein eindringliches Bild von den reichen Wirkungsmöglichkeiten und dem regen Schaffensdrang auf allen Teilgebieten oberschlesischer Heimatkundforschung. Gerade eine solche ständige Arbeitsgemeinschaft, wie die „Vereinigung“ sie verkörpert, ist wohl der beste Weg, um jede Gefahr örtlicher und fachlicher Eigenbrödelei zu vermeiden und eine fruchtbare Zusammenarbeit nicht nur der verschiedensten Wissenszweige des gleichen Ortes oder Kreises, sondern auch die sinnvolle Einordnung dieser Einzelarbeit in den großen Rahmen der Übersichtsforchung zu gewährleisten. Deshalb ist es besonders zu begrüßen, daß die „Vereinigung“ es von jeher verstanden hat, in enger Fühlung mit den zentralen Stellen in Breslau vorzugehen, und auch die diesjährige Tagung empfing besonders starke Impulse offensichtlich von den drei Rednern, die als Gäste der „Vereinigung“ zu den Teilnehmern sprachen und — jeder von seinem Arbeitsgebiet her — auf das nachdrücklichste die Notwendigkeit einer sich sinnvoll ergänzenden Zusammenarbeit von lokalen und zentralen Kräften betonten. So ist es wohl gerechtfertigt — zumal über die Jahresversammlung als Ganzes und die Folge der einzelnen Veranstaltungen die Tagespresse schon berichtet hat —, wenn unser Bericht gerade diese grundsätzlichen Darlegungen herausgreift und in den Vordergrund rückt.

Zum ersten handelte es sich um die Frage der Ortschroniken, wie sie jetzt allenthalben in Angriff genommen werden. Gewiß hat es hier jeder Bearbeiter mit den besonderen Verhältnissen seines Ortes zu tun, doch schon die Suche nach allen erreichbaren Quellen wird ihn immer wieder über die engen Grenzen seines nächsten Forschungsbereiches hinausführen und auf den Weg der Arbeitsgemeinschaft mit Gleichstrebenden verweisen. Aber auch die Entscheidung, was im Rahmen seiner Aufgabe besonders erforschens-

und darstellenswert ist, welchen Fragen auch bei ungünstiger Quellenlage erhöhte Beachtung zu schenken ist, macht es notwendig, den Blick über den Lebenskreis des jeweiligen Ortes hinaus auf die größeren Zusammenhänge zu richten. So war es ein fruchtbarer, von der Gesamtheit der Heimatkundler dankbar begrüßter Versuch, daß Dozent Dr. Schlegel-Breslau, dem als Assistenten am Institut für Geschichtliche Landeskunde immer wieder Heimatchroniken zur Begutachtung vorgelegt werden, die grundsätzlichen Forderungen aussprach und begründete, die vom Standpunkt der Übersichtsforchung für ganz Schlesien an die Bearbeitung der Ortschronik zu richten sind. Aus seinem Programm seien folgende Leitsätze hervorgehoben: Die Ortschronik bedarf gewiß eines allgemeinen Rahmens, doch muß er immer Hintergrund bleiben; zu erstreben ist vor allem die Verankerung der örtlichen Geschichte in der Entwicklung ihrer Nachbarlandschaft, Analogieschlüsse allgemeiner Art sind möglichst zu vermeiden. Wichtig ist die Untersuchung der Siedlungskontinuität von der ältesten Vorzeit an. Die Entwicklungsgeschichte darf nicht zugunsten der Gründungsgeschichte vernachlässigt werden; sie muß den Wechsel des äußeren Umfangs, Alter und Veränderung der Gemarkungsgrenzen möglichst genau zu erfassen suchen; die Ergänzung von innen her hierzu bildet dann die Erforschung der Gemeindeverfassung, der Entwicklung von Erbscholtzerei, Gutsherrschaft und Dorfgemeinschaft im Sinne der neuen Volkskörperlehre — Aufgaben, deren Lösung vor allem Licht in die bisher vielfach noch dunkle nachmittelalterliche Zeit zu bringen verspricht. Liegt erst einmal eine größere Zahl von Ortschroniken vor, die unter diesen Gesichtspunkten erarbeitet sind, dann wird es der Übersichtsforchung wesentlich leichter sein, die Grundzüge der schlesischen Rechts-, Wirtschafts- und Sozialentwicklung erheblich schärfer als bisher herauszuarbeiten und aus vielen Bausteinen ein Gesamtbild zu formen, das naturgemäß auch jeder Einzelforchung wieder zugute kommen wird.

Die gesamtschlesische Blickrichtung stellte aufs nachdrücklichste der dritte Gast der Tagung, Landesleiter Hartlieb-Breslau, in den Mittelpunkt seiner grundsätzlichen Ausführungen. Sie hat durch zwei Ereignisse der jüngsten Zeit eine wirksame Verstärkung erfahren, durch die Verschmelzung von Nieder- und Oberschlesien zu einer einheitlichen Provinz, eine Entscheidung, die der heimatkundlichen Arbeit in Oberschlesien nicht Kräfte entziehen, sondern vielmehr neue zuführen will, und durch die Heimkehr Österreichs ins Reich, die gerade für die schlesische Grenzlandarbeit den Gewinn eines wertvollen Bundesgenossen bedeutet. Schlesien als Mittelpfeiler unserer deutschen Ostfront muß mit ihrem donauländischen Südpfeiler in diesen Fragen eine möglichst enge Arbeitsgemeinschaft eingehen, zu der erfreuliche Ansätze ja auf beiden Seiten schon seit Jahren vorhanden sind. Oberschlesien mit dem Deutschtum seines Dorfeldes stellt den gegebenen Stützpunkt dar, von dem aus diese Brücke geschlagen werden kann, und aus solcher Zusammenarbeit auf heimatkundlicher Grundlage zwischen den beiden, durch geschichtliche Gemeinsamkeiten so stark aufeinander verwiesenen Pfeilern des Ostdeutschtums wird auch die kulturelle Verbundenheit mit dem Sudetendeutschtum an Tiefe nur noch gewinnen können.

Gerade angesichts solcher grundsätzlicher Aufgaben, wie sie allen Teilnehmern an der Coseler Tagung eindringlich ins Bewußtsein traten, dürfen wir wohl der „Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde“ als besonderen Wunsch mit auf ihren weiteren Weg geben, daß sie noch stärker als bisher Nachwuchs an jungen Kräften finden möge, die das in jahrelanger aufopfernder Arbeit erwachsene und ihnen künftig einmal anvertraute Erbe zu erhalten und auszubauen imstande sind.

Ludwig Petry



Schlesisches Musikfest 1938 (27. bis 29. Mai)

Der Musikfestgedanke war länger als ein ganzes Jahrhundert in Schlesien lebendig, bevor sich der Oberpräsident — einer Anregung des Landesleiters der Reichsmusikkammer, Prof. Hermann Behr, folgend — entschloß, diese Musikfeste unter seinen Schutz zu nehmen, und sie zu einer wirklich schlesischen Angelegenheit auszubauen. Private Bemühungen hatten seit dem Jahre 1820 in größeren Zeitabständen immer wieder zu Musikfesten geführt. Meist handelte es sich dabei um größere Choraufführungen, später kamen Instrumentalkonzerte hinzu. Bemerkenswert ist, daß das allererste Musikfest in Görlitz stattfand. Diese Stadt gewann später für die Schlesiens Musikfeste eine ganz außerordentliche Bedeutung. Sie hütete durch mehr als sechs Jahrzehnte hindurch allein die Tradition dieser Feste, eine Tat, für die ihr der Dank und die Anerkennung des Gau es sicher ist. Görlitz zog aber zur Mitwirkung Orchester, Dirigenten und Solisten von auswärts heran. Schlesiens Musikfeste als Ausdruck schlesischen musikalischen Wirkens und Schaffens müssen aber — mit Ausnahmen! — vornehmlich schlesische Kräfte und Leistungen herausstellen. So wird in Zukunft die „Schlesische Philharmonie“, Schlesiens Spitzenorchester, mitwirken und der Breslauer Generalmusikdirektor Philipp Wüst zumindest einen Teil der Konzerte dirigieren. Geplant sind für dieses Jahr neben einer feierlichen Eröffnung, in der ein vom Oberpräsidenten gestifteter Musikpreis für Komponisten zur Verteilung gelangt, zwei Sinfoniekonzerte, ein Kammermusik- und ein Solistenkonzert, ferner eine große Choraufführung (Haydn „Die Jahreszeiten“). Im Schlußkonzert wird die Neunte Sinfonie von L. v. Beethoven aufgeführt. Das Musikfest findet alljährlich wechselnd in Oberschlesien, Breslau und Görlitz statt. In diesem Jahre sind die Veranstaltungen, zu denen im übrigen noch ein Volksliedsingen der HJ. und eine gemeinsame Veranstaltung des Senders Gleiwitz und Rdf., „frohe Volksmusik“, hinzutritt, auf die Städte Gleiwitz, Beuthen und Hindenburg verteilt worden. Nach der nunmehrigen Umgestaltung der „Schlesiens Musikfeste“ sind diese eine Angelegenheit des ganzen Gau es geworden, auf die wir Schlesier mit Recht stolz sein können.

Ferber.

Musikbericht aus Breslau

Einen Nachruf wollen wir an den Anfang unseres Berichtes stellen: für einen Mann, der als Meister des Wortes und des Liedes jahraus, jahrein auch den Breslauern von seiner reifen Künstlerkraft schenkte — Ludwig Wüllner. Mit ihm, dessen ragende Gestalt allen, die ihn je erlebten, im Gedächtnis haften bleiben wird, ist eine große Persönlichkeit des deutschen Kunstlebens dahingegangen, gleich groß als gestaltender Sänger, Rezitator wie als Schauspieler.

Die vergangene Berichtszeit stellt wohl schon allein der Zahl nach einen kaum überbietbaren Höhepunkt hinsichtlich der Regelmäßigkeit des Breslauer Musiklebens dar. Zu erwägen bleibt allerdings, ob diese Hochflut an musikalischen Veranstaltungen nicht dazu angestanden ist, die beabsichtigte Tiefenwirkung aufzuheben. Denn es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß der Besuch der meisten Konzerte durchaus nicht der aufgewandten Mühe und — wie mit Recht in der Mehrzahl bestätigt werden kann — der künstlerischen Leistung entspricht. Das Problem einer Regulierung des Breslauer Musiklebens, die unter den obwaltenden Verhältnissen nur eine Beschränkung bedeuten kann, scheint noch nicht völlig gelöst.

In die Reihe der ganz großen künstlerischen Genüsse fiel der Kammermusikabend des Quartetto di Roma im Kammermusiksaal. Mit einem Zeitgenossen der Wiener Klassiker, Cambini, leitete der Abend sofort hinüber zu Beethovens Es-dur-Quartett op. 127, das die Italiener mit blühendem Klang spielten. Auch das von

volksmusikalischen Elementen getragene f-dur-Quartett von Anton Dvorak brachten sie zu begeisternder Wiedergabe.

Hermann Buchals Kantate „Der Wanderer“ hörten wir im Konzerthaus. In ihrer Dreiteiligkeit — Hochland, Tiefland, Meer und Sterne — vermittelt sie das ewige, von Sehnsucht getragene Suchen des Wanderers. Buchals tiefe, im schlesischen Volkstum wurzelnde Musikalität ist den Texten des verstorbenen Carl Hauptmann ein ebenbürtiger Mittler.

Einen vom üblichen abweichenden Männerchorabend bot der MGD „Wacholdt“ mit einem die romantische Atmosphäre bevorzugenden Konzert, das eine eigenartige, schöne Note bekam durch die Mitwirkung des Schlesiens Streichquartetts.

Wie immer, war auch diesmal das Spiel Wilhelm Kempffs von unerhörter Eindringlichkeit, namentlich durch die Programmgestaltung, die einen Bogen zwischen den extremsten Gefühlsäußerungen spannte.

Josef von Manowarda von der Berliner Staatsoper stellte sich als vollendeter Liebgestalter und überlegener Balladenfänger vor. Der Spitzersche Männergesangsverein unter Dr. Ringmann machte vor allem mit dem „Lied der Arbeit“ von Frh. Koschinski bekannt, das, auf Texte von Heinrich Lerch komponiert, von der DAF. preisgekrönt worden war. Das Werk überzeugte in seinem einheitlichen Stil.

Der französische Pianist Claudio Arrau war der berufene Interpret durchsichtiger impressionistischer Klaviermusik. Kraft und Zartheit in eigenartiger Mischung standen ihm für Mussorgski, Ravel und Debussy zur Verfügung. Überraschend war daher die durchaus groß und klassisch angelegte Wiedergabe der beiden Beethoven- und Mozartsonaten.

Bachs Johannes-Passion, die Robert Schumann der Matthäus-Passion vorzog, hörten wir unter Kantor Rhenfeld in der Pauluskirche. Die dramatische Wucht der großen Chöre und die einzige Melodik der Solopartien wurden in vollendeter Wiedergabe gestaltet.

Der Breslauer Volkschor sang unter Leitung von Otto Buckert im Schießwerderaal. Die Wiedergabe der anspruchsvollen Chöre zeugte von gründlicher musikalischer Erziehungsarbeit.

Die fünfte „Stunde der Musik“ brachte eine gute stimmliche Begabung von echter Musikalität in Annemarie Rubarth vor die Öffentlichkeit. Maria Poloczek bewies mit einigen Chopin-Stücken ihre berechnete Neigung für diesen liebenswürdigen Komponisten. Bei dem Gesang Barbara Reikners als „Patin“ dieses Konzertes interessierten namentlich zwei wirkungsvolle Lieder des jüdischen Komponisten Theodor Weidl.

Das Prihoda ließ wieder einmal sein ursprüngliches Musikantentum in seinem Spannungsgeladenen Temperament sprühen. Schwelgerische Gefühlsbreite, weicher singender Ton wie unwahrscheinlich, schwierighkeitsüberladene Ausbrüche rissen die Zuhörer zu selten erlebten Beifallsstürmen hin. Er ist einer der ganz Großen.

Kantor Jeggert musizierte auch dieses Jahr die Matthäus-Passion von Bach vor einer großen andächtigen Zuhörergemeinde. Es zeigte sich wieder die erlebnisstarke Wirkung des Kirchenraumes, der für dieses Werk homogen und in jeder Hinsicht einem Konzerthaus überlegen ist.

Mit der Singakademie und der Philharmonie führte Prof. Heinrich Boell italienische Musik auf: Verdis „Stabat mater“ und des Deutsch-Italieners Wolf-Ferrari „La vita nuova“. Dieses in seinem Wechsel von Chor, Solo (vokal und instrumental) und Orchester ähnlich angelegte Werk wie Pfitners Kantate „Von deutscher Seele“ entfaltete unter Boells Leitung den ganzen Zauber seiner romantischen Melodie- und Harmonienfülle. Dantes Loblied auf Beatrice, das zu den Liebeshymnen der Weltliteratur gehört, hat in Wolf-Ferrari seinen prädestinierten Vertoner gefunden. Die Aufführung gehört zu den bemerkenswertesten der Singakademie in den letzten Jahren.

Der Reichssender gab für die SA-Gruppe ein Konzert im Konzerthaus mit romantischer Musik. Weber, Wagner, Reger, Hugo Wolff, Loewe und Pfitner standen auf dem Programm.

Forst Bal fan z.

Zeitschriftenchau

Seit dem März 1938 erscheint im Verlag des „Danziger Vorposten“, herausgegeben von Wilhelm Jarske-Danzig und Hans K. Wiese-Breslau, eine neue Monatschrift „Der Deutsche im Osten“. Die ersten beiden Hefte sehen die am Anfang niedergelegte Aufgabenstellung vielversprechend in die Wirklichkeit um. Sachliche Berichte aus Polen, dem Baltikum, Sudetendeutschland, von den Tschechen, über das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus, die sudetendeutsche Kunstausstellung, über große Söhne ostdeutscher Landschaften, wie Schopenhauer und Ludendorff, zeigen die gesamtdeutsche Haltung der Zeitschrift und ihr Bemühen, zugleich ernsthaft und fesselnd mit den zahlreichen Fragen bekannt zu machen, die die Ostgebiete vor uns aufwerfen. In dieser Richtung wirkt besonders erfolgreich und sehr sorgsam ausgewählte Unterhaltungsteil mit seinen Geschichten (hier sei vor allem auf O. Graf Findensteins Roman „Die Mutter“ hingewiesen), Dichtungen und Bildern. Die neue Monatschrift wird, wenn sie sich ihr bisheriges Gesicht erhält, sicher auch sehr vielen Binnendeutschen Herz, Sinn und Verständnis für die entscheidende Ostflanke unseres großen Volkes erschließen.

Im engeren Rahmen unternimmt dies auch die neue Vierteljahrschrift des Landeshauptmanns von Schlesien „Schlesien / Volk und Raum“, welche, die früheren periodischen Veröffentlichungen der beiden Provinzialverwaltungen auf breiterer Grundlage zusammenfassend, über deren vielfältige Tätigkeit Rechenschaft ablegt, darüber hinaus aber auch Fragen der schlesischen Gegenwart, der landschaftlichen Kultur und Geschichte zu beantworten sucht. Wenn diese Hefte auf solchen Wege wirklich zu einer Chronik des Gesamtlebens der Provinz fortschreiten, dann wird eine immer fühlbar gebliebene Lücke geschlossen und nicht nur der Anteilnahme an dem gegenwärtigen Geschehen der Provinz, sondern auch der späteren, ihr zugewandten Heimatforschung ein überaus wertvoller Dienst erwiesen werden.

Auf diesem stilleren Felde, aber in enger, sachlicher und persönlicher Nachbarschaft mit ihnen wirkt hier seit einigen Jahren unter den liebevollen Händen von Bernhard Stephan die „Schlesische Heimat“, Schriftenfolge für Heimat und Natur, Naturschutz, Denkmalpflege, Volkskunde, Museumswesen, Vorgeschiedte, Geschichte, Familienforschung und Kunst. Die Fülle des in ihnen Gebotenen ist außerordentlich reich, geschichtliche und kulturgeschichtliche Fragen werden geschickt mit solchen unserer Gegenwart in Beziehung gesetzt, so, wenn einem Aufsatz über schlesische Bauernmöbel der Vergangenheit ein solcher über deutschen Hausrat aus deutschem Holz in unserer Zeit folgt. Aus den übrigen Beiträgen heben wir Rakettes warmen Bericht über die gesamt-schlesischen Kulturbeziehungen, Schmidts gehaltvolle Übersicht über das letzte Schrifttum zu den oberschlesischen Kämpfen, Rands Gedächtnisaufsatz für Herzog Heinrich I. von Schlesien und Hedwig Teichmanns schöne Beschreibung von Schuberts Ahnenland hervor. Der Naturfreund wird in zahlreichen Beiträgen dieser Hefte in der bewährten gediegenen Ausstattung auf seine Kosten kommen.

Ihnen in vielem verwandt, aber mit festerer Tradition, ist der „Oberschlesier“ Karl Szodroks. Er hat sein diesjähriges Februarheft dem „Unvergessenen Kultschin“, das am 4. Februar 1920 an die Tschechoslowakei ohne Abstimmung abgetreten werden mußte, sein Märzheft der Erhebung von 125 Jahren gewidmet. Das Kultschin-Heft ist mit zahlreichen bisher unveröffentlichten Lichtbildern aus diesem reizvollen Ländchen geschmückt. Walter Krause hat ihm außerdem eine wertvolle Bibliographie zur Kultschiner Frage beigegeben. Daneben findet sich eine weitere wichtige Probe aus den tüchtigen Sprachforschungen Friemels

(Kostenthal im oberschlesischen Sprachraum) und ein richtunggebender längerer Aufsatz des in Schlesien wohlbekannten Wiener Archivars Lahke über Schlesiens Braubürgerchaften. Die Märznummer besticht durch ihre feinsinnige Ausschmückung mit Bildern von Hoppel, Graf Göhen, York von Wartenburg usw. und zahlreichen Aufsätzen von Laubert u. a. über die Ereignisse von 1813 und die an ihnen hauptbeteiligten Personen. Eine Zusammenstellung von Szodrok und Willibald Köhler würdigt die starke Beteiligung der deutschen Öffentlichkeit an den Eichendorff-Feiern des vergangenen Monats.

In dem benachbarten ostoberschlesischen Kattowitz erscheinen, von Viktor Kauder herausgegeben, die **Deutschen Monatshefte in Polen**. Sie sind in ihrer Verpflichtung für das ganze Deutschland des Staates über den landschaftlichen Bereich herausgewachsen, aber gerade im ersten Heft dieses Jahres treten schlesische Fragen stark in den Vordergrund. Die aus Biala stammende, in Wien lebende Künstlerin Hertha Strzygowski läßt in ihrer reizvollen Erzählkunst „Drei Geschlechter Tuchmacher in der deutschen Stadt Biala“ vor unseren Augen vorüberziehen und breitet darin eine Fülle von kleinen Bemerkungen und Zügen vor uns aus, an denen sich völkisches und persönliches Schicksal in dieser Grenzzone und im Übergang von Handwerks- zum Fabrikzeitalter ermessen lassen. Daneben bietet das Heft Dichtungen von Carl Hoinkis und einen Aufsatz über das Wirken des aus Heidelberg kommenden Pädagogen K. V. Stoy, am evgl. Lehrerseminar in Bielitz, Ende der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Die Februar-Nummer der Monatshefte ist Fragen des Deutsch-tums in Posen und Pommern, die März-Nummer solchen des Deutsch-tums in Galizien gewidmet.

Ein gewisses Gegenstück zu den Deutschen Monatsheften in Polen stellen die **Sudetendeutschen Monatshefte**, die von Wilhelm Pleyer in Neupaulsdorf bei Reichenberg geleitete Zeitschrift des Bundes der Deutschen dar. Zwar widmet sie sich nicht so sehr den besonderen Fragen der heutigen Volksforschung, sondern dem Gesamtbereich des völkischen Lebens vor allem nach der kulturellen und künstlerischen Seite hin; aber sie erscheint wie die Schwesterzeitschrift in Ostoberschlesien in einer schlesischen Grenzlandschaft, ohne sich auf deren Eigenart zu beschränken. So sehen sich Pleyers Sudetendeutsche Monatshefte die kulturelle Fürsorge für das ganze Sudetendeutschtum und seine Beziehungen zum Gesamtvolk zur vornehmsten Aufgabe — aber da ein sehr beträchtlicher Teil der in der Tschechoslowakei lebenden deutschen Volksgenossen zum schlesischen Stamme zählt, fließt von selbst genug unter, was uns unmittelbar angeht. So etwa im Märzheft von der uns schon aus der „Schlesischen Heimat“ bekannten Hedwig Teichmann ein mit interessanten Bildern versehener Aufsatz über Karl Ditters von Dittersdorf, dem auf Schloß Johannesberg bei Jauernig lebenden Tondichter, oder die Beiträge über den kunstsinigen Graf Spork in Kukus an der Elbe (zu seinem 200. Todestag am 30. März 1938) oder den ebenfalls aus der Umgebung von Jauernig stammenden großen Schauspieler Rudolf Rittner. Von größtem Wert vor allem für die Reichs-schlesier erscheinen darüber hinaus die regelmäßig am Schluß der Hefte veröffentlichten Nachrichten über das Kunst- und Geistesleben des Sudetendeutsch-tums und die völkische Umschau mit ihren knappen und sprechenden Nachrichten aus dem gesamtdeutschen Volkstumskampf.

Wie die Deutschen Monatshefte in Polen ist daher dieses sudetendeutsche Organ eine unmittelbare Brücke aus unserem schlesischen Bereich hinaus in die weiteren Fragen des benachbarten Deutsch-tums in Polen und in der Tschechoslowakei.

Von den kleineren Heimatzeitschriften Schlesiens nennen wir heute nur zwei. Die tapfere Monatschrift des Museumsvereins für Neutitschein „Das Kuhländchen“ mit ihren wertvollen ortsgeschichtlichen, volks- und naturkundlichen Beiträgen und die Gläzher Heimatblätter, die Vierteljahrschrift des Vereins für Gläzher Heimatkunde.

E r n s t B i r k e.

Blut / Herz
Nerven
Rheuma

Bad Flinsberg

im schlesischen Isergebirge

Radium
Mineral
Moor



Herzbad Kudowa

bei Herz-, Drüsenerkrankungen - Basedow - Nerven-, Blut-, Rheuma-, Frauenleiden
28täg Pauschaltur 255 RM. - Vergünstigungstour 218 RM.
Sautrinkuren mit der berühmten Eugenquelle (einzigartige
Arsen-Eisenquelle) und der radioaktiven Gottholdquelle!
Prosperite durch die Kurverwaltung und Reisebüros

In eigener Regie: Kurhotel Fürstenhof

Seidenstoffe + Wollstoffe + Waschstoffe

Die schönen **SENF**
+
EXNER Modestoffe

Breslau, Schweidnitzer Straße 1, am Ring
Mitglied der Kunden-Kredit-G.m.b.H.

Achtet
auf dieses Zeichen



Schadenverhütung ist Pflicht!

SCHLESISCHES MUSIKFEST 1938



Strunz
Herren-Ausstatter von Rang

Alles neu macht der Mai..

Neu das Oberhemd
Neu die Krawatte
Neu das Sporthemd

Strunz
Straße der SA. Nr. 2 (Haus Huthmacher)

Thermalquellen
(44° Celsius)
Moorbäder

Bad Warmbrunn

im Riesengebirge

Das Gesundbad
bei
Rheuma, Gicht,
Ischias, Alters-
u. Frauenleiden

KRAFT DURCH FREUDE

Heimabendgestaltung „für euch, schaffende Frauen“,
von der Frauenabteilung der Deutschen Arbeitsfront

Wort des Monats:

Unser Sozialismus ist kein Mitleid, um dem einzelnen zu helfen, sondern unser Sozialismus ist Gerechtigkeit, und Recht ist das, was dem Volke nützt. Und dem Volke nützt, was Deutschland ewig machen kann.

Adolf Hitler

Gedenktage des Monats:

- 1. Mai: Tag der Arbeit
- 8. Mai: Muttertag
- 21. und 22. Mai: Annabergfeier
- 26. Mai: 1923 Albert Leo Schlageter erschossen

Soweit den Heimabenden die Gedenktage des Monats zugrundegelegt werden sollen, verweisen wir auf die entsprechenden Anregungen 1937.

1. Vorschlag:

Gemeinsames Lied: Der Winter ist vergangen.

(Liederblatt 4)

Willkommen lieber schöner Mai,
der unsere Flur verjüngt,
daß ringsum Laub und Blumen neu
aus vollen Knospen dringt!

Dir tönt der Vögel Lobgesang;
der ganze Buchenhain
am Blumental ist Silberklang,
und Bäche murmeln drein.

Rot stehn die Blumen,
weiß und blau,

und Mädchen pflücken sie

und tanzen auf der grünen Au. Ah! Herr Mai, Ah!

Hölty

Kanon: Es tönen die Lieder, der Frühling kehrt wieder.

(Liederblatt 4)

Zwiegespräch (kann auch gesungen werden):

Luftiger Streit zwischen Sommer und Winter.

(Liederblatt 4)

Lied: Im Frühtau zu Berge.

(Liederblatt 1)

Vorlesen: Manfred Kyber: „Unter Tieren“ oder

Peter Kosegger: „Waldbauernbub und andere Kurzgeschichten“ auch

Gerhard Stardke: „Brandelmann auf großer Fahrt“.

Lied: „Und in dem Schneegebirge“.

2. Vorschlag:

Der Heimabend in diesem Monat kann auch nur zum Singen verwendet werden, vor allem Wanderlieder. Wir bringen in Erinnerung:

Heute an Bord.

(Liederblatt 4)

Jetzt kommen die lustigen Tage.

(Liederblatt 4)

Durch Feld und Buchenhallen.

(Liederblatt 2)

Wenn die bunten Fahnen wehen.

(Liederblatt 2)

Auf, auf zum fröhlichen Jagen. (Liederblatt 1) u. a.

für die Ferienmonate Juni—Juli—August erscheinen keine Anregungen zur Heimabendgestaltung. Wir empfehlen, in diesen Monaten — soweit der Wunsch nach Heimabenden besteht — einen Spaziergang zu unternehmen oder im Freien zu singen. Auf Wunsch sind besondere Vorschläge von der Gau-Frauenabteilung zu erhalten.

Margarete Oettel

Gau-Beauftragte für Werkfrauengruppen

SCHLESISCHE MONATSHEFTE

MITTEILUNGSBLATT DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT, NS.-GEMEINSCHAFT „KRAFT DURCH FREUDE“

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Karl-Heinz Kreusel, Breslau

Graphische Gestaltung: Georg Müller, Breslau.

Verlag: Gauverlag-NS-Schlesien, G. m. b. H., Breslau 5, Am Sonnenplatz · Druck: NS-Druckerei, Breslau 2, Flurstraße 4.

Klischees: Conrad Schönhals, Breslau

Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung Breslau 1, Klosterstraße 8.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung · Die Rücksendung kann nur erfolgen, wenn ausreichendes Porto beiliegt.

Bezugspreis: Vierteljährlich 2,25 RM. Einzelheft 0,75 RM zuzüglich 6 Rpf. Bestellgeld monatlich · Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden oder auch direkt beim Verlag der Monatshefte, Breslau 5, Am Sonnenplatz (Postscheckkonto Breslau 74822, Fernsprecher 52551 und 52555).

Anzeigenpreis (nur Seitenteile): 1/2 Seite 100.— RM. Preisliste 6 · D. A. I. Vierteljahr 1938: 7033.

Verantwortlicher Anzeigenleiter: Walter Gehrke, Breslau.